NR. 4 1913

Die weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

DEZEMBER

JNHALT:

R. Gournai, Deutsche Weltpolitik – und kein Krieg / S. Friedlaender, Dionysisches Christentum / A. Suarès, Verona / Mechtild Lichnowsky, Der letzte Traum des Traurigen / Kasimir Edschmid, Maintonis Hochzeit / Ulrich Hegendorff, Zur Rehabilitierung der Tugend / Friedrich Alfred Schmid-Noerr, Vier Gedichte / Felix Weltsch, Daniel und die Wissenschaft / Rudolf Leonhard, Sechs Legenden / René Schickele, Zwischen den kleinen Seen / Eduard Kehlmann, Dialog vom Gral / Gustav Meyrink, Der Golem

LEIPZIG / VERLAG DER WEISSEN BÜCHER

DIE WEISSEN BLÄTTER

VIERTES HEFT ERSTER JAHRGANG DEZEMBER 1913

INHALT:

Seite

R. Gournai: Deutsche Weltpolitik — und kein Krieg 307
S. Friedlaender: Dionysisches Christentum 317
A. Suarès: Verona 328
Mechtild Lichnowsky: Der letzte Traum des Traurigen 339
Kasimir Edschmid: Maintonis Hochzeit 347
Ulrich Hegendorff: Zur Rehabilitierung der Tugend 360
Friedrich Alfred Schmid-Noerr: Vier Gedichte .. 379
Felix Weltsch: Daniel und die Wissenschaft 383
Rudolf Leonhard: Sechs Legenden 393
René Schickele: Zwischen den kleinen Seen 399
Eduard Kehlmann: Dialog vom Gral 404
Gustav Meyrink: Der Golem 406
Feststellungen .. .. ⟨auf gelbem Papier⟩ 65—72

Von Köpenik bis Zabern / Kurt Riezler, Die Erforderlichkeit des Unmöglichen / Die Monumentalität des Dürftigen / Mahler Müllers Idyllen / Franz Blei, Landfahrer und Abenteurer / Winckelmanns Kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums / Thomas Malory, Der Tod Arthurs / Stéphane Mallarmé, Poésies / Schrenck-Notzing, Mediumistische Materialisationen / Bücher-Eingänge

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1913 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

ERSTER JAHRGANG

NR. 4 DEZEMBER 1913

DEUTSCHE WELTPOLITIK – UND KEIN KRIEG*)

DER anonyme Autor versteht unter Weltpolitik koloniale Expansion und bezeichnet ihr Ziel in Zentralafrika. Dahin solle der Überfluß an Bevölkerung geleitet werden, über den Deutschland verfügt.

Jede »Weltpolitik« trägt die Gefahr eines Krieges in sich, aber je nach dem Ziel lassen sich drei Stufen der Nähe dieser Möglichkeit unterscheiden. Die gefährlichste Weltpolitik ginge auf eine territoriale Ausbreitung Deutschlands in Europa selbst, den nächsten Reibungsgrad brächte eben die Tendenz zu kolonialer Annexion, und das Minimum scheint in einer rein kommerziellen Weltpolitik zu liegen. Trotz des herausfordernd friedlichen Titels bewegt der Verfasser sich lediglich in den Möglichkeiten der zweiten Gefahrzone.

Hier steht er nun auf dem nüchternen Standpunkt, daß wir das Ziel unserer Annexionsbedürfnisse nach dem Prinzip des geringsten Widerstandes wählen sollten, — danach fällt Kleinasien oder China von vornherein fort, wie schon Marokko durch den expliciten Gang der Ereignisse fortgefallen ist, so schält sich als erreichbares Ziel Zentralafrika heraus und besonders das portugiesische.

Das Maß des Widerstandes findet der Verfasser hauptsächlich in Englands Stellung zu unseren Wünschen und kommt zu dem Resultat, daß England einer zentralafrikanischen Aktion nichts in den Weg legen werde, und da liegt ihm der Angelpunkt für die Realisierung des ganzen Planes. Es scheint in der Tat der Fall zu sein, daß wir unter der auf Rat Englands wohlwollenden Aufmerksamkeit Euro-

*) Mittler & Sohn, Berlin.

pas mit jenen Gebieten eine friedliche, mit politischer Besitzergreifung abschließende Durchdringung vornehmen können, wie sie für die kolonialen Erwerbungen anderer Mächte in den letzten Jahrzehnten typisch gewesen ist.

Die Broschüre selbst hält sich von der hier gewählten deduktiven Form für ihre Thesen gänzlich fern, sie ist rein historisch-analytisch geschrieben und weist im einzelnen die Durchführbarkeit des Planes innerhalb der europäischen Politik genau nach, für die auf diesem Wege die nüchternste, klarste, objektivste und gerechteste Darstellung ihres status, wie ihrer Entwicklung seit 10 Jahren, entstanden ist, die sich nur irgend denken läßt. Ihre Grundprobleme wie ihre Tendenzen sind mit unübertrefflicher Richtigkeit dargelegt und ausgelegt.

Eine solche gegenwartshistorische Leistung zur Empfehlung eines Programmes, dem das deutsche Publikum zunächst sehr kalt gegenüberstehen mag, berührt gerade in Deutschland zunächst sonderbar, denn wir sind nicht gewohnt, nicht genug gewohnt, in der Politik eine komplizierte Schachpartie zu sehen, bei der es möglichst intensiv, aber möglichst wenig turbulent zugehen soll.

In der Tat ist der Typus dieser Broschüre fast noch interessanter als ihr Inhalt. Sogar ihre Anonymität hat Charakter. Es ist sonderbar, daß man zwischen zwei sehr verschiedenen Verfassern unschlüssig ist, denen man sie zuschreiben möchte, und sich bald einen Sammler in einer kleinen deutschen Stadt vorstellt, Schrecken des Postboten, einen Kenner, der sich aus den Dokumenten der letzten zehn Jahre die Kurve der deutschen Politik fast sportmäßig herausgerechnet hat, schon beinahe, nach unserem Geschmack für »politische Charaktere«, ein Sonderling, ein Junggeselle jedenfalls, — und ebenso gut könnte ein intuitives Temperament hinter dieser euklidischen Demonstration stehen, das den eigenen lebhaften vaterländischen Sinn an vielen Patriotismen abgeschliffen und in dieser gefährlichen Schule gelernt hat, daß die letzte Entscheidung im Kalkül liegt.

So daß, wenn man dieser Broschüre einen Vorwurf machen will, man sagen könnte, daß sie an das gegenwärtige Weltpolitikertum in Deutschland vielleicht zu wenig anknüpft, um auf es einzuwirken, aber es ist wahr, wer ein festes Ziel und den dazugehörigen umschriebenen Willen hat, der wird sich schwer dazu entschließen, einem

Publikum zu imponieren, das hauptsächlich erzogen worden ist, zu wünschen, und diesem Wünschen dann durch den Begriff der »Ehrensache« eine gewisse Haltbarkeit zu geben, wie im Fall der Bagdadbahn, die immer noch die deutschen Zeitungen hypnotisiert. So erreicht zwar diese Broschüre die besten Beispiele gründlicher Darlegung einer aktuellen politischen Situation, wie sie in England und Frankreich viel häufiger üblich ist, aber es umgibt sie auch eine echt deutsche Isolation, d. h. in ihren Klang mischt sich ein gewisses Echo, welches typisch für die Manipulation neuer politischer Gedanken bei uns ist, und von dem Widerhall der Wände in einem leeren Raum herrührt. Dieses Echo hat eine Fähigkeit, in die Stimme der Sprechenden bis an sein Lebensende überzugehen, wir wollen es für diesen Fall nicht hoffen, aber schon jetzt läßt sich dem unbekannten Autor das Kompliment machen, daß er sich das Milieu, in dem er das ausreichende Verständnis für eine ergiebige und zeitgemäße deutsche Politik fand, jedenfalls Jahre hindurch selbst hat stellen müssen. In England und Frankreich, ‹und Rußland in dessen Schlepptau›, wird eben die gegenwärtige Politik geführt, während wir uns nur zu ihr verhalten, aber dort gibt es auch ein Kontinuum der politischen Diskussion, in das die Meinungen kompetenter Beurteiler sich einreihen und das uns fehlt, weil wir kein Talent, auch heute noch nicht, haben, uns von den Tatsachen erziehen zu lassen. In Deutschland, besonders mit Bülows Hilfe, ist die Politik durchaus ziellos gewesen, darunter verstehe ich, daß wir weder wußten, wie weit wir gehen wollten, noch, wie weit wir gingen, und so hat man in der demoralisierenden Spannung zwischen minimalen Erfolgen und exzessiven Hoffnungen gelebt, ohne irgend eine bestimmte und unbedingte Richtung, weder im praktischen noch prinzipiellen. Währenddem hat die Entente in schneller und entschlossener Arbeit ein großes Stück der Welt verteilt und diese Broschüre ist der uneingestandene, aber durchgeführte Versuch, rückschauend unsere eigenen Kräfte und — Fehler wie Aussichten in das überdachte System der Ententenpolitik einzureihen, aus den reichlichen Erlebnissen und Miterlebnissen bis heute Erfahrungen für die Zukunft zu machen und mit den gleichen Gedanken in unserer Politik vorzugehen, mit denen zu unserem Schaden in der anderer Länder gearbeitet worden ist.

Wir können nicht anders sagen, als daß der Verfasser uns mit dieser Methode überzeugt, wenn auch nicht immer beglückt hat.

Zunächst entnehmen wir seinen Darlegungen, daß unsere schlechten Geschäfte aus unserer Unzugänglichkeit für Geschäfte überhaupt stammen. Die westeuropäischen Nationen haben ohne Zweifel in sich einen erhöhten Sinn, eine verstärkte Empfindlichkeit für die Vielfältigkeit und Nützlichkeit derjenigen diplomatischen Beziehungen entwickelt, welche die unendlichen Möglichkeiten zwischen Vertrauen und Vertrag des kaufmännischen Lebens nutzbar machen, und man kann sagen, daß durchaus antikriegerische, verhandelnde Gründe den Erfolg der Ententenpolitik ausgemacht haben, wenn man sich nicht zu der Verwegenheit entschließt, zu behaupten, daß eine kulturelle Differenz der Grund sei, daß wir bei der so schnell und so rationell vorgenommenen Teilung für uns trotz aller Schwere unserer Rüstung nichts durchgedrückt haben, während die transigierenden Mächte fast alle ihren Kolonialbesitz verdoppelten. Es ist ja möglich, daß uns jetzt nach Bismarcks Heroik eine Epoche der »staatsmännischen Aufklärung« bevorsteht, wie unsere eigenen Geistestaten vor hundertundfünfzig Jahren durch eine philosophisch-moralische Aufklärung vorbereitet wurden, die aus Frankreich und eigentlich aus England kam... Wir glauben wenigstens den Verfasser damit richtig zu verstehen, daß England mit uns stets prozedieren, nicht prozessieren wollte, und die den Zeitungen so teuern »Spannungen« wären dann mehr Symptome von Ungeduld gegenüber dem schwerfälligen Partner an einem notwendig abzuwickelnden Geschäft gewesen, als Momente hervorbrechender Feindschaft. Das Foreign Office hat jedenfalls jahrelang die Frage wiederholt, was wir »eigentlich wollten«, ohne es im geringsten erfahren zu können — bis jetzt vielleicht. Frankreich und England ihrerseits hatten sich entschlossen, den moralischen status eines ehrenhaften Kaufmanns zum Hintergrund ihrer Beziehungen zu machen, wozu nicht nur im Privatleben mehr Mut gehören kann, als zu einem Pistolenduell, und sie verstanden sich nun unter erheblichen, wenn auch von uns oft unterschätzten, weil klugerweise von den Leidtragenden möglichst verschwiegenen Opfern an Selbstgefühl.

Dagegen haben wir uns auf das absolute Mittel kriegerischer

Einwirkung zurückgezogen und nun hat sich herausgestellt, daß dieses Mittel sämtlichen sich ergebenden Fällen schlechterdings inadäquat war. Das ist der entscheidende Punkt für uns. Der Krieg, so nahe er oft war, war ebenso oft unanwendbar. Diese Tatsache, glauben wir, hat eine durchaus prinzipielle Bedeutung, ihr »Warum« gibt der Geschichtsphilosophie ebensoviel neuen Stoff wie der Nationalökonomie. Der anonyme Verfasser aber insistiert mit Recht darauf, daß wir uns gegenüber dem Spiel der Entente, dem die Stunde, ja wohl schon unsere ganze Epoche gehört, verhandlungsfähig machen, daß es darauf ankommt, positive Ziele anzugeben, um an ihm teilzunehmen, mit anderen Worten, er verpflichtet uns, das Positivum zu jener berühmten »Einkreisung« aufzusuchen, die für die Ententemächte doch nur eine Nebenerscheinung der Abwicklung einer der großartigsten politischen Auseinandersetzungen in friedlicher Form war, die je stattgefunden hat.

Wenn der Verfasser also, wenn auch in konkreto, einem neuen Geist der Diplomatie in Deutschland das Wort redet, so empfiehlt er eben eine moderne, ganz moderne Form dessen, was man Kabinettspolitik nennt, auch für uns, d. h. eine Politik, welche gewisse Größen ebenfalls politischer, aber elementarerer Natur einfach voraussetzt, ohne sie zum direkten Objekt oder Subjekt seiner Unternehmungen zu machen. Die Ziele dieser Politik werden bildsamer, ja austauschbarer sein und an Manipulierbarkeit voraushaben, was sie an »nationaler Notwendigkeit«, an Wichtigkeit und Vertretbarkeit mit dem Blute der ganzen Nation nachgeben. Es wird, ohne ihr Prestige drücken zu wollen, eine Politik um Interessen zweiten Grades sein, so lebenswichtig sie sein mögen, welche eine bestimmte Festigkeit, ja sogar Saturierung voraussetzt, die ja allen augenblicklich in Betracht kommenden Nationen eigentümlich ist. Diese Politik ist jetzt gerade darum sehr interessant, weil sie um einen ganzen Grad uninteressanter ist als jede »Nationalpolitik«, mit der allerdings unser Volk seine Erfolge bisher einzig und allein erfochten hat, und in die wir daher aus Hypnose und Gewohnheit jedes Problem sofort einmünden zu lassen die kostspielige Tendenz haben, obgleich sie sich nur mit den Kräften durchführen läßt, welche aus der unmittelbaren Interessiertheit, aber auch aus dem unmittelbaren Gefühl jedes Ein-

zelnen stammen. Die allgemeine Wehrpflicht schafft eben eine Armee von beschränkter Verwendbarkeit gegenüber den Söldnerheeren! Während also die Ententemächte sich dem Charakter der aktuellen Objekte der internationalen Politik anpaßten, — Marokko, Tripolis, Persien —, haben wir mit einem bedauerlichen Mangel an Sensibilität und Anpassung die Reibung, die aus diesen Objekten gegeben war, um einen ganzen Grad für stärker gehalten als sie war, und die Logik der Werte, um die es sich handelte, hat sich natürlich gegen uns erklärt, und man hat jahrelang mit dem Paradoxon verwundert gelebt, daß es ohne den Krieg nicht gehe, aber mit ihm auch nicht.

Kabinettspolitik kann natürlich durchaus national sein und muß es sein, aber sie betrifft schon den Rock und nicht mehr das Hemd und steht zu nationalen Gesamtanstrengungen in einem natürlichen Abstand, der sich bei uns jedesmal empfindlich gemacht hat, indem man dazu übergehen wollte, als zu der natürlichsten Sache der Welt, daß man losschlug.

Der Verfasser zeigt einen Weg, der aus der unfruchtbaren Isolation unserer politischen Technik herausführt, und es würde mit unserer Auffassung von den spezifischen Möglichkeiten der Kabinettspolitik stimmen, wenn dieser Weg nicht nur traciert, sondern schon weiter gebaut ist, als man weiß. Im entgegengesetzten Fall läge eine Äußerung wie die Sir E. Greys im Unterhaus nicht in den Gepflogenheiten des Foreign Office, welches Äußerungen von Vorschlägen, zu denen noch keine Gegenäußerung vorliegt, in der Öffentlichkeit nicht übernimmt, sondern anderen Ministern überläßt.

Aber vielleicht dürfen wir daran einige Bemerkungen knüpfen, die an dem Ernst unserer Überzeugung, daß der Verfasser mit seinen praktischen Vorschlägen durchaus recht hat, nichts abhandeln sollen. Wir wollen nur kurz darauf hinweisen, daß die Moral, die wir mit einer gewissen Direktheit und nicht immer vielleicht im Sinne des Verfassers aus dem Buch gezogen haben, nicht die ganze Moral ist, zu der es in Beziehung gestellt werden muß.

Zunächst, daß der Erwerb eines zentralafrikanischen Kolonialreiches nicht genügt, um dem Kriegsproblem seine theoretische Aktualität in dem hohen Grade zu nehmen, wie es der Verfasser zu erwarten scheint. In dieser Broschüre ist das Axiom, daß das ge-

ringste Risiko zugleich den größten Nutzen verbürgt, zwar nicht aufgestellt, aber es scheint durch. In der Tat wäre die Eroberung eines Teils von Kleinasien und noch mehr seine Behauptung eine Aufgabe, die die Kräfte der Nation in anderem Grade in Anspruch nähme, wie die Durchdringung Zentralafrikas, von der der Verfasser rühmt, daß sie rein kaufmännisch-finanziell sei. Trotzdem, wenn andere Kulturvölker Kleinasien okkupieren, könnte sich die vielleicht tragische Notwendigkeit ergeben, nach Triest durchzustoßen und ein Mittelmeervolk zu werden — zugunsten einer kleinasiatischen Kolonie — ein Mittelmeervolk auf Stelzen, gut, aber wir können nicht wissen, wohin unsere Auswanderung sich wendet, welche, gerade wenn wir ihr sogar politisch zu folgen gezwungen sind, von einer Völkerwanderung mehr haben wird, als von gouvernemental inszenierter Besiedelung. Wenn nun Kleinasien auch nur durch europäische Verwaltungsmethoden besiedelungsfähig wird, und dieser Moment kommt, — wer garantiert, daß der Strom deutscher Auswanderer sich nicht mit der Kraft natürlichen Instinktes dorthin wende, anstatt nach Zentralafrika, das immer ein schöner Besitz wäre, aber über dessen Qualifikation für ein neues Vaterland wir nichts wissen und in manchem zweifeln?

Das Problem also, wie wir Kolonien à tout prix bekommen, und so stellt es der Verfasser, ist sehr kompliziert durch die andauernde und sich mählich zusammenziehende Gefahr, bestimmte Kolonien nehmen zu müssen und unsere politische Existenz mit um so ernsteren Risiken zu belasten, als sie doch dem natürlichen Geist unserer nationalen Expansion nachgeben muß, und das, bevor es zu spät ist. Daß Kleinasien unter gleich günstigen Verhältnissen nicht ebenso entwicklungsfähig sei wie Zentralafrika, wird der Verfasser nicht bestreiten, es ist nur nicht ein ebenso bequemes diplomatisches Objekt, und wir begreifen offen gestanden nicht, warum der Verfasser auf der militärischen Frage so insistiert, wie er es tut, während Zentralafrika doch strategisch für sich genommen auch unhaltbar ist, wenn Frankreich und England es nicht für möglich halten, es uns zu lassen — und siegreich sind.

An dieser Stelle können wir uns nicht entbrechen, noch allgemeiner zu werden. Der Verfasser stellt in seinem Buch gewisse Sätze prin-

zipieller Natur auf, welche die Besitzbarkeit von Kolonien vom strategischen Standpunkt aus betreffen, und als Bedingung des Besitzes das geographische Kontinuum aufstellen. Aber die unmittelbare Erreichbarkeit, die geographische Kontinuität kann für uns keinen Wegweiser für unsere territoriale Expansion bilden, sondern nur die Tatsache, daß die Entscheidung über sie in Europa fallen wird. Läge Deutschland außerhalb der Reichweite zu seinen Nachbarn, läge es in Australien, so wäre unsere Lage verzweifelt, aber die Kontinuität zu unseren Kolonien wird uns ersetzt durch die Kontinuität zu unseren hauptsächlichen Konkurrenten und Feinden unter Umständen, zu England, Rußland, Frankreich, und halten wir diese Tatsache nicht für grundlegend, so haben wir überhaupt kein Recht, Weltpolitik zu treiben. Wir müssen daran festhalten, daß die Völker Europas, was ihre auswärtige Habe betrifft, in einem Geiselverhältnis zueinander stehen, und daß in der Tat Deutschland am meisten darauf angewiesen ist, davon zu profitieren, weil es die wenigsten, natürlich ihm zufallenden, außereuropäischen Anknüpfungen hat.

Dem Verfasser werden diese Gedanken natürlich nicht fremd sein, wir geben auch zu, daß alle seine Gründe für Zentralafrika schlagend sind, aber nicht ebenso überzeugend ist die Art, wie er andere Eventualitäten unserer Politik zu den Kosten heranzieht. Unmittelbar richtig sind seine Deduktionen nur in den Fällen, in denen die Kontinuität zu dem verteidigungsbedürftigen Punkt nicht durch die strategische Kontinuität zu dem Gegner ersetzt ist, — und wir könnten z. B. nie die sinnlose Verwegenheit haben, in Brasilien unser Indien zu suchen, gegen die Vereinigten Staaten. Von Kiautschou zu schweigen.

Wir glauben uns mit den vorangegangenen Ausführungen den Leuten empfohlen zu haben, denen die allmählich sehr hohl werdenden Tonarten des letzten, so überaus patriotisch zugebrachten Jahrhunderts noch nicht leid sind, und wagen es noch einmal, auf den Punkt der »Kabinettspolitik« zurückzukommen. Wir haben betont, daß wir darunter eine Politik transigenter Natur begreifen, deren Objekte sehr wichtig sein mögen, aber an das allzu geläufig gewordene Phänomen »nationale Angelegenheit« ihrer Natur nach noch nicht heranreichen und daher naturgemäß in den Zeitungen hängen bleiben. Nun gibt es Beflissene der auswärtigen Politik, welche

Zentralafrika für ein allzu geringes Ziel deutscher auswärtiger Politik ansehen, aber es ist ausgezeichnet, daß man sich einmal darauf besinnt, daß in der deutschen Bevölkerung gar kein übergroßer Drang besteht, die Welt mit explosiver Gewalt zu überschwemmen und sich überall niederzulassen, nur nicht in Deutschland selbst. Es gibt Leute, die das Bild Deutschlands als eines überlaufenden Milchkännchens in ihrer Phantasie tragen, und das bedenkliche daran ist, daß das Verantwortungsgefühl und die politische Moral dieser Leute sich nach außen konzentriert, ja erschöpft, anstatt sich der inneren Reform Deutschlands zuzuwenden, die im Augenblick unendlich wichtiger ist. Die Grenzenlosigkeit und Ungenauigkeit unseres ins Ausland gerichteten Interesses beweist Arbeitsunlust in der inneren Politik, und zu den großen Vorzügen dieser Broschüre gehört es, zu zeigen, welcher Konkretion, aber auch welcher Begrenzung unsere Politik sich unterwerfen muß, um zu etwas Erträglichem als Kolonialmacht zu kommen.

Stellen wir aber, gerade im Anschluß an das zentralafrikanische Programm, fest, daß unser nationales Maximum im Inneren liegt, so fragt sich, ob das Kriegsproblem uns nicht auch dahin folgt. In den ersten Worten dieses Aufsatzes haben wir schon gesagt, daß wir dieser Meinung sind. Es ist prinzipiell nicht von der Hand zu weisen, daß eine koloniale Verständigungspolitik sich mit einer weniger ausgleichbaren Politik für unsere auswärtigen Märkte kreuzt. Mit einem Wort, der Begriff einer kolonisierenden Weltpolitik scheint uns an einer den Export schützenden gemessen, zu eng, und die noch zu erwartenden kolonialen Erwerbungen sind es vielleicht doch nicht unter allen Umständen wert, daß ihretwegen ein Krieg unterbleibe...

Marokko ist ein typischer Fall des Dilemmas, in dem wir uns da auch weiterhin befinden und Zentralafrika wäre nur seine Lösung, wenn wir Marokko hätten wirklich annektieren wollen, woran die Regierenden selbst in ihren schwächsten Stunden nie gedacht haben. Marokko wäre, im Fall eines siegreichen Krieges, zum Erobern und Regieren uns viel zu viel, als Lohn für die Anstrengungen eines Feldzuges zu wenig gewesen, viel zu wenig. Diese Existenz der undankbaren mittleren Linie ist uns aber dauernd beschieden, der

einzelne Fall lohnt sich eben nicht, aber die Summe unterbliebener radikaler Interventionen addiert sich zu einem fürchterlichen Passivposten, von dem wir nur das eine wissen, daß er durch Waffengewalt sich auch nicht reduzieren läßt. Denn auch ein siegreicher Krieg, für einen einzelnen Markt geführt, würde nur zur schnelleren Teilung der Welt durch andere führen, während Deutschland an den Folgen seiner Zerschmetterungspolitik laborierte.

Die Amerikaner haben das Glück gehabt, in der Monroedoktrin eine Präsentivmaßregel treffen zu können, die auch das kleinste Partikel ihres Kontinents schützt. Da wir von Fall zu Fall zurückgedrängt werden von den Mächten die sich nicht nur kommerziell, sondern auch politisch engagieren können, so werden wir auf eine Formel sinnen müssen, die der offenen Tür ihre Normalmaße für alle Fälle gibt, ein Prinzip des Anspruches an die wirtschaftliche Erschließung jedes »kommenden Marktes«, mit welchem der jeweilige politische Erwerber von vornherein zu rechnen hat. Das Utopische, unendlich Schwierige einer solchen Doktrin gebe ich gerne zu, aber wenn der Verfasser dieses dankbar begrüßten Buches nachgewiesen hat, daß und wie wir verhandlungsfähig werden müssen, so ist es auch wichtig, die weitere Frage zu erörtern, wie wir wieder mit Nutzen kriegsfähig werden, denn nach Marokko mit Evidenz zu schließen, sind wir das lediglich unserer militärischen Situation nach, aber unserer politischen nach sind wir es durchaus nicht. Paradoxerweise scheint der Krieg für uns nur in dem Grade Wert wieder zu bekommen, als Europa ein kommerzielles Ganzes wird gegenüber Amerika und der übrigen Welt, und seine gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen gegenüber den politischen Interessen jedes einzelnen bis zum äußersten sich verbürgt. Aber das könnte nur das Werk einer durchaus flexiblen und durch die Präcision ihres Zieles einfachen Diplomatie sein, der es dadurch gerade beschieden sein wird, in echt bismarckische Situationen zu gelangen.

R. Gournai.

DIONYSISCHES CHRISTENTUM

Nun lacht die Welt,
Der grause Vorhang riß,
Die Hochzeit kam
Für Licht und Finsternis.
(Nietzsche.)

Dionysismus und Christentum sollen hier nicht geschichtlich, sondern philosophisch, also logisch behandelt werden, aber natürlich nicht formallogisch. Die philosophische Logik hat zu ihrem Gehalt das persönliche Erleben, eine Welt von Erlebnissen, denen sie die logische Form geben will. Das persönliche Erleben nun ist unmittelbar nicht zu fassen, es bleibt für den Erlebenden selbst ein Mysterium, das Rätsel der Sphinx, das er durch Interpretationen zu lösen bemüht ist. Und die allervornehmste dieser Interpretationen ist wohl ohne Zweifel die christliche Idee der göttlichen Liebe, die in solche seelischen Tiefen führt, daß man die nüchternen Versuche moderner »Freidenker«, ihre eigenen Erlebnisse an die Stelle des christlichen zu setzen, mitleidlos ignorieren soll.

Ganz anders steht es dagegen mit der Reformation der christlichen Idee aus ihrer eigenen unsterblichen Kraft: Luther — Kant — Nietzsche bilden hier eine Klimax, die kein moderner Christ umgehen dürfte. Aber auf dem Gipfel dieser Klimax wird das Christentum dionysisch! Dieser Bedenklichkeit einer zunehmenden Verweltlichung der geistlichen Idee begegnet Luther naiv und primitiv, Kant, man möchte sagen diplomatisch. Erst Nietzsche mit tragischer Energie und Offenherzigkeit, zu der es gehört, daß er, von sich aus, Luther und Kant in Acht und Bann tat. Ob aber, ohne die scheinbaren Reaktionen eines Luther und Kant, der Dionysismus der Renaissance das Niveau »Zarathustras« erreicht haben würde, mag man langsam überlegen! Gefährliche Gedanken, heißt es im Othello,

sind gleich Giften, die man zuerst kaum wahrnimmt am Geschmack: von solcher »Geschmacklosigkeit«, als Vorgänger des Dionysiers Nietzsche, sind Luther und Kant trotzdem viel wahrer seine Ahnen als die Kraftgenies der Renaissance, die zwar von »Welt« überschäumen, aber doch keineswegs übermenschlich im besonnensten Verstande sind. Denn die Konzeption eines nachchristlichen Heidentums ist nicht ohne weiteres mit der Antike und ihrer noch so glänzenden Renaissance identisch. Und gewissermaßen ist selbst Napoleon noch eine wiederaufgelebte Antike, ein vorchristlicher Heide. Das Christentum ist die rätselvolle Blüte der gesamten antiken Kultur, und seine Frucht — wofern man sich überhaupt eine Frucht verspricht — muß sich auf diese Blüte einstellen und anders ausfallen als alles Vorchristliche. Ja, der Dionysismus, als die Frucht dieser Blüte, hat etwas Erschreckendes für fromme Christen — aber jede Blüte ist ein Geheimnis, und manche sieht unendlich harmloser aus als ihre Offenbarung. Mehr noch! Gegen die harmlosen Phänomene, z. B. Güte, Liebe, kann man nicht mißtrauisch genug sein, und nach einem alten Ausspruch ist sogar Klarheit ein Mysterium.

Was schiene übrigens harmloser als die dionysische Idee? Oder gibt es etwas Trivialeres als Rausch, Freude, Kuß der ganzen Welt, Wert und Güte des Lebens, alles nur irgend Sympathetische? Etwas Indiskutableres? Allerdings fehlt es der Logik an Gedächtnis für diesen Rausch, dem sie entstammt, an Leben, an Dionysismus: vergebens sucht sie nach Beweisen ihres eigenen Wertes — denn sie wird durch diesen unbeweisbaren Wert bewiesen, dieser Wert ist ihr wunderbares Original. Nun setzt der Dionysier im Grunde dasselbe voraus wie der Christ: Liebe! Der dionysische Freigeist und seine Skepsis ist dem Christen unendlich verwandter als dem sogenannten modernen Freidenker mit seiner vermeintlichen Voraussetzungslosigkeit, die bei näherem Zusehen oft wie alte Ammenmärchen anmutet. Es ist nicht nur nicht leicht, nicht nur sehr schwer, voraussetzungslos zu sein, sondern unmöglich! Weil das Nichts, das absolute, rücksichtslose Nichts unmöglich ist, weil jede Art Negation, als notwendige Beziehung auf etwas Positives, selbst etwas Positives bedeutet. Voraussetzungslosigkeit ist also allemal etwas Neutrales, und als solches hat sie sich mit entgegengesetzten Par-

teien zu befassen, deren irgendwie gemeinsame Grenze sie darstellt. Aber gerade diese Unparteilichkeit übernimmt die gemeinsame Funktion aller Parteien, und wenn sie das verkennt, ist sie ein Selbstmißverständnis!

Nun ist die Idee der göttlichen Liebe eigentlich eine solche neutrale oder zentrale Größe, ein solches »Nichts« von aller ‹die Christen sagen von »dieser«!› Welt, etwas Überweltliches.

Vergleicht man damit aufmerksam die nihilistische Voraussetzungslosigkeit der modernen Skepsis, so sei man nicht allzusehr erstaunt, auch in ihr ein so überweltliches Instrument zur Befassung mit aller Welt zu entdecken — der einzige Unterschied zwischen dem orthodoxen Dogma der Liebe und diesem »Nichts« aller Voraussetzungen ist eigentlich nur verbal, denn »Liebe« klingt anders als »Nichts von aller Welt«, und man weiß, wie verhängnisvoll gesprochene Unterschiede tatsächlich zu werden pflegen! Die Voraussetzung des Freigeistes ist durchsichtiger als die religiöse der Liebe, sie ist so rein von aller Positivität, ein so neutralisierter Inbegriff aller gedenkbaren Fälle der Ponierung, daß sie verkannt wird, sich selbst verkennt. Sie spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. Sie ist das Sympathetischste von allem, und, zum Selbstbewußtsein erweckt, kann sie dazu dienen, die christliche Idee der Liebe dionysisch zu sublimieren. Sie kann das »Jenseits« logischer auslegen und dadurch verhüten, daß es sich gegen den Wert der Welt wende. Sie kann die dunkle Sonne ihrer nihilistischen Voraussetzung dionysisch weltverklärend strahlen lassen.

Man darf den Dionysismus natürlich nicht mit dem Optimismus verwechseln. Der Optimismus verleugnet die schreckliche Seite des Daseins, der Dionysismus kultiviert sie. Er bringt an den pessimistischen Tatbestand ein überwältigendes persönliches Erleben heran: und nur eine solche dionysische Person, deren dithyrannische Verfassung sich an der Welt apollinisch betätigt, ist dem Schrecklichsten ebenbürtig und gewachsen, ja überlegen, sie ist nicht von dieser Welt, aber für diese Welt, und sei es die schrecklichste, und diese Welt ist von ihr. Person ist zum Unterschiede von allem anderen nichts handgreifliches, sie ist das ineffable Individuum, das alles definierende Undefinierbare: und erst aus diesem Selbstgefühl würde ihre dionysische Kraft quellen. Dagegen ist die menschlich mißver-

standene Person pathologisch, sie sucht nach anderweitiger stärkender Selbstvergewisserung, sie setzt ihren Wert in irgendetwas hinfällig Positives, sie fürchtet, ohne gröbere oder feinere Handhaben, ins Leere zu stürzen, sie hat nicht den Mut zur Leere der Faustischen Mütter. Aber ohne die radikale Ausmerzung und Ertötung aller für sie gehaltenen Positivitäten ist sie noch gar nicht präsent, bleibt ihr die eigene Freiheit, Unsterblichkeit, Göttlichkeit verborgen, gleicht sie dem Gotte, der selbst nicht weiß, daß er's ist. Ohne diese petitio des persönlichen Weltprinzips gebricht es der Person an Welt, der Welt an Person. Denn Welt ist der Entschluß der Person, und die Macht dieses Entschlusses muß dionysisch sein, wenn sie die Welt überwinden soll.

Diese Weltüberlegenheit der Seele bedeutet keine Ablehnung der Welt, keine Weltverdammung. Die dionysische Seele ist der Welt schöpferisch überlegen. Und dieser schöpferische Überschwang der dionysischen Seele hat sein ökonomisches »apollinisches«, symmetrisch ordnendes Element. Ohne den Schlüssel freilich des dionysischen Prinzips bewegt sich keine apollinische Ordnung in ihren Angeln, sie täuscht eine leblose Stabilität vor und wiegt ihre Verkenner in ein holdes Phlegma. Das Selbstverständlichste von allem, dionysische Person, bleibt problematisch, wird ignoriert, solange man versucht, es irgendwie abzuleiten. Ebensogut könnte man den Quell aus dem Fluß ableiten. Der unschätzbare, alles abschätzende Wert der Welt ist nicht aus deren Beschaffenheit zu bestimmen, er ist primär, und diese Beschaffenheit würde, je nachdem man ihn beherrschend zu machen wüßte, aus ihm folgen. Die göttliche originale Idee des Lebens muß an dessen Anfang! Man darf sie nicht einmal auch nur von der »Kategorie der Gegebenheit« abhängig machen. Die Frage z. B., ob es einen Gott gäbe, macht aus diesem Original aller Welt etwas Abhängiges, das dem Sturz durch skeptischen Witz anheimfällt.

Wir brauchen die allermächtigste, weltüberlegene dionysische Initiative. Aber auch nur diese Initiative dürfte dionysisch sein, die Exekutive verlangt unvermeidlich die Apollinisierung. Die anarchistische Idee z. B. widerlegt sich selber dadurch, daß sie ihr unverkennbar Großes, den Dionysismus ihrer Initiative, in ihre Folgen hineinträgt. Gerade das Explosive, Vernichtend-Schöpferische bedarf

der gesetzlich ordnenden Ökonomie. Freiheit, die revolutionärste Idee, kann nur gesetzlich realisiert werden: und schlimm! wenn das Gesetz hinterher seinen Ursprung vergißt. Freiheit hat wesentlich alternativische Form, die, ohne gleichgewichtige Ordnung, bloß explodierte, wodurch Freiheit und Ordnung illusorisch würden.

Eigentlich ist bereits die ganze Initiative unserer Kultur dionysisch: das Christentum selber ist die dionysischste Initiative, die gedacht werden kann. Aber während der Christ, wenigstens der elementare, nur im »Jenseits« seiner Seele schwelgt und die Welt darüber vernachlässigt, verachtet, vergißt — wie das Schopenhauer bis zum letzten Tropfen auszukosten gibt, praktiziert der Dionysier dieselbe Mächtigkeit — Jenseitigkeit der Seele weltschöpferisch. Der Dionysier polemisiert also keineswegs gegen das christliche Prinzip, sondern gegen dessen Zurückgebliebenheit in der Anwendung auf Welt, gegen das Himmeln des christlichen Auges. Er will dieses Auge nicht ‹wie der Christ ein gewisses anderes› ausreißen — aber seinen Blick auf die Welt richten, die ohne ein so beseligendes, verklärendes Auge düster bliebe. Im »Faust« findet man dieses dionysische Christentum:

Der Blitz, der flammend niederschlug, die Atmosphäre zu verbessern, die Gift und Dunst im Busen trug, ist Liebesbote! Er verkündet, was ewig schaffend uns umwallt.

Hier ist der anscheinende Widerspruch zwischen Liebe und Welt glücklich überwunden. Die Geburt der Liebe, zur Welt, ist schmerzlich. Dem summarischen Welt-, Lebens- und Liebesgefühl verursacht der Zwang, sich zu differenzieren, Qualen, und diese objektiviert es zu Toden und Teufeln. Solche kindlichen Auffassungen hemmen dann lange Zeiten das Selbstverständnis der eigenen Idee. Der Dionysismus hat im Christentum seine eigene embryonale Form wiederzuerkennen. Im echten Christen, z. B. im Meister Eckart mit seinen verwunderlich dionysischen Akzenten, erschließt die Tiefe des christlichen Erlebnisses endlich von selbst das dionysische Mysterium. Das war ja auch der Fall Nietzsches: Dionysismus aus Christentum! Das Christentum, eine bis zur Wollust schmerzliche Inbrunst und Überspannung der antiken Seele, zerriß diese so, daß sie nur noch an einem Faden zusammenhing. Geographisch-anthro-

pologisch zu reden, zerfiel sie in Orient und Okzident, in Süd und Nord, in Welt und Idee, Natur und Geist, in »Diesseits und Jenseits« mit einem Worte. Dadurch verlor die religiöse Liebesinbrunst der Seele ihre klärende Vergeistigung, und der geistig differenzierte Okzident büßte die Glut der Liebe ein. Wie sehr auch alle großen Seelen auf eine Wiedervermählung drangen — der gordische Knoten der Kultur war verderblich gelockert. Was heißt es aber, die Welt, das Leben, den Leib, das Ich so tief verachten, wie es die christliche Seele eines Paskal tat? — Es heißt, die Hyperbolie der eigenen Seele mißverstehen: denn der Ekel dieser Verachtung ist weiter nichts als eine negative Entzückung, die Kehrseite der positiven Weltfreude. Die Mathematiker der Seele wissen um diese Gegenseitigkeit auch des seelisch Unendlichen. Seele gegen Leib, Jenseits gegen Diesseits interpretierte sich eine Entzückung, die, besonnen erlebt, nur Leib gegen Leib stellte: eine feinere, zartere, ätherischere Welt gegen eine rohere, buntere, südlich-sinnlichere. Ein fataler Irrtum schlich sich in alle Möglichkeiten der Raffinierung der Physis. Die Okzidentalisierung des Ostens wurde zuerst vom Osten, später vom Westen krankhaft verkannt. Man mißverstand in den Reichtum der Realität, der sich notwendig gegenseitig vorausgabt, einen zerreißenden Gegensatz hinein, eine abgründige Kluft zwischen zwei Welten. Man war nicht robust genug, die bis zum Zerreißen angespannte eigene Seele zu bemeistern, die, vom dionysischen Weltrausch ergriffen, zu bersten drohte. »Wrwlt« stammelt ein moderner Dichter, trunken von diesem Urrausch. Ohne vorangehende dionysische Robustizität der Seele, ohne ihre synthetischste Verfassung ist sie der Realität nicht mächtig: sie muß fähig sein, ihren embarras de richesse gegensätzlich zu beherrschen. Diese persönliche Synthese läßt sich nicht analytisch gewinnen — umgekehrt ist sie die Mutter aller Analysen. Man versteht nichts einzelnes ohne dieses Ganze, mag man auch erst am Einzelnen zum Bewußtsein dieses Ganzen erwachen.

Diese seelische Synthese, dieser Dionysismus der Person, läßt sich nicht eigentlich ponieren, nur erleben. Er ist eine Voraussetzung mit dem Gegensatz der Folge, mit widerstreitenden Folgerungen. Schöpferisch und zerstörerisch zusammen, trägt er auf seinem unge-

schlachten Rumpfe einen Januskopf. Diese gefährliche List seiner Komplexion erklärt die vielen Verfänglichkeiten in seiner Erfassung. Die heilige Ekstase, ihrem Widerpart ausgesetzt, entsagte ihm, überwand ihn, betrog sich sublim um sich selbst: wollte sich einseitig, wollte den Reichtum ihrer eignen Gegenseitigkeit loswerden.

Vergebens! Wie Einatmung mit Ausatmung, die Systole des Herzens mit seiner Diastole, so ist Welt mit Welt, Ekstase mit Gegenekstase, Verzückung mit Ekel verbunden. Das Problem ihres Verhältnisses löst sich nicht durch das Loskommen des Einen vom Andern, sondern durch das immer exaktere Zusammenarbeiten Beider. Der Dionysismus besteht in der disjunktiven Kooperation von Gegensätzen, die das Christentum trennt. Erlösend ist bei diesem dionysisch ausgeholten Christentum nicht das sublime Extrem, sondern dessen reinstes Abgestimmtsein auf das Gegenextrem. Der Dionysier »identifiziert« nicht etwa »Gott« und »Teufel«, er schätzt im Teufel das Göttliche von entgegengesetztem, aber koordiniertem Rang und kennt die Harmonie des Verhältnisses, begreift obendrein die Notwendigkeit dieser Antipodie des Göttlichen aus dessen Exorbitanz. Die Entladung exorbitanter Spannkraft erfolgt immer polar. Wenn die Welt Entfaltung eines göttlich überschwänglichen Prinzips ist — hierin kongruieren Christentum und Dionysismus —: so muß ⟨und hierin divergieren sie⟩ diese Entfaltung in gegensätzlichen Werten von gleicher Valenz erfolgen. Das Christentum bestreitet diese gleiche Valenz, es bevorzugt das Eine, setzt das Andere hintan — vergißt aber den merkwürdigen Bindestrich zwischen Bevorzugung und Hintansetzung! Der persische Zarathustra mit seinen beiden feindlichen Prinzipien sollte doch endgültig dadurch, daß an die Stelle unserer halb- und einseitigen Wertschätzungen die runden, deshalb gegenseitigen träten, antiquiert werden. Auch die moralische Nacht wird, als Bedingung ihres Tages erkannt, ähnlich wie die astronomische, sogar unvergleichlich höher als dieser verführerische Tag eingeschätzt werden müssen. Die gesetzliche Gegenseitigkeit verhindert gewisse Phänomene, die nur, ohne diese Gegenseitigkeit, isoliert ins Auge gefaßt, abscheulich anmuten würden. Die dionysische Sonne dieser gegenseitigen Illumination reflektiert den goldnen Glanz aller Güte auch auf alles sonst Böse oder Schlimme.

Der undionysische Christ, sieht zwar den moralischen Kontrast so genau wie der dionysische, scheut aber den feurigen moralischen Indifferenzpunkt, den göttlichen Ursprung aller Differenz, die er lieber simpel dualistisch verstehen möchte. Vor einer Äquivalenz aller Werte in diesem Punkte schrickt er abergläubisch zurück. Und eben diesen Punkt läßt der Dionysier niemals aus dem Auge. Lächelnd wie Goethe durchschaut er den alten Irrwahn der feindlichen Gegenseitigkeit: In uns selbst, sagt Goethe, steckt das Rätsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. — Unser Selbst kontrebalanciert Gegengewichte — die bildlichste Formel des polaristischen Monismus, zu dem sich Goethe bekennt, und der dionysisch zu nennen wäre, wenn nicht bei Goethe aller Dionysismus, edel erstarrend, apollinisch kristallisierte. Ähnlich spricht auch Nietzsche von der »Geheimniswelt doppelter Wollüste«. Diese tiefen Geister haben die wesentliche Gegensätzlichkeit im Innern aller Liebe durchgefühlt und erprobt, wie Jakob Böhme in Gott das Gegenteil Gottes. Der innerliche Reichtum dieser maßlosen Göttlichkeit offenbart sich in gewissen Gegensätzen, die uns verzerren, wenn wir sie nicht mächtig in uns zusammenzwingen. Aber mächtig sein heißt ‹nicht nur politisch› im Gleichgewicht sein. Jeder dynamische Superlativ agitiert sofort heftig gegen sich selbst und bringt die in ihm verborgen gehaltene Gegenseitigkeit überraschend zu Tage. Alles Unendliche ist gegenseitig, manifestiert sich polar. Um sich komplizieren zu können, muß das Simple zwieträchtig angelegt sein. Der flache Monismus verkennt diese concordia des Simpeln, die sich notwendigerweise discors manifestiert, d. h. in einer Polarität alles Erscheinenden, der der Dionysier durch die äquilibrische Zuordnung aller, also auch aller moralischen Extreme apollinisch beikommt, kennt er doch alle Zwietracht nur als gegenseitige Harmonie und hält dem einen Extrem stets das andere gegenwärtig. Das Geheimnis dieser dionysisch-apollinischen Mäßigung heißt Gleichgewicht, es besteht nicht in irgend einem halbseitigen Vermindern der Exzesse.

Mit der bestimmtesten Rücksicht auf das andere wird ein Extrem anders charakterisiert sein als ohnedies, z. B. das des »guten Gewissens«. Der dionysische Christ hebt nicht die Feindschaft, wohl aber die unartikulierte Feindschaft zwischen dem guten und dem

bösen Pol des Gewissens auf: nur durch das mangelnde Gelenk dieser Extreme sind Wesen entstanden wie: Teufel, Hölle, Sünde, Übel. Der undionysische Christ versteht sich nicht intim wie der Dionysier auf alle Delikatessen der polaren Feindschaft, er zerstört den gemeinsamen Balancierpunkt, zerbricht die gelenkige Angel der Gegenseitigkeit. Anstatt wie der Dionysier seinen zwieträchtigen Schöpferdrang apollinisch zu organisieren, schleudert er seine zusammengepreßte Kraft vehement in absolut gegensätzliche Richtungen, läßt zwischen ihnen eine Lücke des Vergessens und lebt seelenruhig nur auf der hellen Seite seines Gewissens. Dieser Mangel an Umfänglichkeit verhindert die Totalität des guten Gewissens, die vollendete Weltliebe, den Dionysismus ‹apollinischer Observanz›.

Wenn nun auch der Dionysier das gute Gewissen wesentlich niemals ohne das böse hat, so können sie doch einander nicht etwa in einer moralischen Indifferenz paralysieren, denn man kann so ein dynamisches Gleichgewicht nicht nach Analogie des mechanischen beurteilen — obgleich diese falsche Beurteilung auch praktisch zu werden vermag und dann wirklich den Tod des Gewissens herbeiführt. Aber lebendiges Gleichgewicht funktioniert energisch fruchtbar, schöpferisch noch bis in das Mechanischste hinein. Das organische Gleichgewicht im Pflanzen- und Tierleib gibt eine zutreffendere Analogie ab. Jedenfalls darf die Beziehung, von der das Funktionieren der Gegenseitigkeit abhängt, nie durchschnitten werden.

Alle Gesetze dieser apollinischen Gegenseitigkeit entspringen dem Schoß ungeheurer Freiheit, aus deren Enormität der Zwang zur gegenseitigen Normierung mit unentrinnbarer Gewalt hervorgeht. Ein Dionysier ist in Praxis und Theorie überall mit Bewußtsein gegenseitig. Der gesamte Blick und die Energie des Geistes werden von falschen Horizonten frei und erlöst. Es leuchtet ein, daß wir nirgends ein böses Wesen, allenthalben ein hyperbolisch gutes erleben: daß in dieser Hyperbolie und in nichts schlimmerem der Grund alles vermeintlichen Übels zu suchen sei — und daß einer symmetrisierenden Ungeduld auf die Dauer nichts widerstehen könne.

Der dionysische Aspekt gießt über alle nächsten Dinge den christ-

lichen Zauber der fernsten, letzten, unsterblichen aus. Die ganze christliche Eschatologie verflüchtigt sich dionysisch — also nur ihre Inbrunst, ihre religiöse Intensität, ihre seelische Heizkraft als solche bleibt bestehen: ausgenutzt aber wird sie empirisch für die nächsten Dinge des Alltags. Ihre Intention bleibt transzendent, wird aber nicht wiederum transzendent angewendet und verwertet.

Man veranschauliche sich das am Beispiel von »Leib und Seele«. Der Dionysier verwendet die christliche Seele mit ihrer ungeteilten, undifferenzierten primitiven Elementarkraft, ihrer überschwenglich reichen synthetischen Verfassung nur analytisch für die aus ihr entbrennenden Differenzen ⟨unter die auch die »physiologischen« gehören⟩. Die christliche Seele dient ihm als innervierende Potenz aller psychophysischen Differenzen. An sich und in sich ist sie, dionysisch gewertet, müßig. Ihr Wert liegt nur im Kennenlernen und Ausgestalten ihrer Differenzen. Der Dionysier verbietet sich nicht diese christliche Seele, aber er verpflichtet sie unerbittlich zur Welt, zur Empirie. Diese dionysische Empirie hat vor der vulgären das heuristische Prinzip ihrer persönlichen Elementarkraft voraus, die ihren schöpferischen Überschwang nicht einsinnig, einseitig, in einer Richtung, sondern in einem Gegensinn aller Richtungen differenzierend entladet.

Goethe nennt den Gedanken der schöpferischen Selbstentzweiung den höchsten Gedanken der Natur, zu dem sie schaffend sich aufschwang:

»Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung, Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilige Muse bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend. Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker, keinen der tätige Mann, der dichtende Künstler, der Herrscher, der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.« Das ist echter dionysischer Apollinismus, eine freie Inspiration, eine schöpferische Synthese, gesetzlich manifestiert. Rein christlich ist die Hinopferung des »Leibes« für die »Seele«, rein weltlich profan wäre die religiös irrelevante, mehr sportliche Kultur der psychophysischen Differenzen. Erst wenn die religiöse christliche Kultur gänzlich zur reinen Inspiration für diese profane

wird, erleben wir den Dionysismus, den »Himmel auf Erden«, dem der erste Christ wohl näher gewesen sein mag als seine Nachfolger. Das religiöse, das herzhafteste Erlebnis befeuert dann in genialem Enthusiasmus unsere tausendfältige, nur dann frucht- und wunderbare Empirie. Alle transzendierende Sentimentalität ist abgetan: Das dionysische »Jenseits« ist nur für das »Diesseits«.

S. Friedlaender.

VERONA

1.

Es erwartet mich wirklich, scheint mir, in Verona nichts sonst, wenn nicht Dante und Shakespeare. Aber der große Florentiner ist nur eine Erinnerung: Shakespeare ist eine Gegenwart. Es gab niemals weder Capulets noch Montaigus in Verona, aber sie sind hier überall, weil es der Dichter gewollt hat.

Ich lasse den harten Toskaner, diese bronzene Flamme, die Skaligertreppe hinaufsteigen und von Rat zu Rat seine erregte Seele führen, die so hohe und heiße. Shakespeare nimmt mich bei der Hand, er will, daß ich mit ihm dorthin gehe, wo die ewigen Festnächte der Liebe und des Todes sich am Ende verzehrten.

Ich suchte Julia und fand sie bald. Das Haus der Capulets steht in einer nach ihnen benannten Gasse im Herzen der Stadt. Wenn Julia hier nicht geschlafen hat, so hätte sie hier doch wachen können, nur das Haus der Skaliger ist noch ehrwürdigeren Alters. Kein Palazzo: ein hohes, enges, hartes Fachwerk, ein höckriger Taubenschlag, ein rot-schwarzer Würfel, fast blind, das Gesicht durchlocht von seltenen Augen mit schiefen Blicken, einige gewölbte Fenster von ungleicher Größe und Form, ohne Ordnung angebracht. Es ist steif geworden in seiner steinernen Rüstung, das Haus, es schaut nicht auf die Straße, es horcht auf das Getöse des alten Platzes, neigt sein Ohr den nachbarlichen Lärmern dahinten, die jede Nacht mit den Fackeln auf die Piazza dei Signori laufen.

Der schwefliche Himmel und das niedre Gewölk hängen in die Via Capello, ersticken die Gasse und verschleiern die banale Häßlichkeit und die mittelmäßigen Fassaden. Wie das berühmte Haus ist die Via Capello schwarz, schmutzig, eng und hoch. Ich atme das Glück ein, hier zu sein an diesem gewittrigen Nachmittag, diesem

dunklen und feuchten Nachmittag. Ich trinke eine heiße Luft, die ich der Milch der Tigerin vergleiche. Aber eingesperrt inmitten dieser untereinander ganz ähnlichen Käfige, wo heute die Menschen sich unterbringen, steigt Julias Haus als das höchste auf. Es hat die Farbe alten Leders, da und dort ist die Haut blutfleckig. Eine Wolke Tinte bestreicht die Dächer und macht die Schornsteine verschwinden. Mit einem spitzen Bogen höhlt ein hohes Portal ein langes Stück Schatten aus. Die ovalen Fenstergewölbe öffnen der Dunkelheit Golfe: die beiden größten stützen sich auf steinerne Tafeln, und die beiden kleineren sind in Nischen gebrochen, als erwarteten sie den Besuch der Schwermut. Zerfallene Zinnen, breite Backzähne mit Caries an der Krone, zerschlitzen oben die Leere und halten einen Fetzen der düsteren Wolke zurück. Und weit voneinander bluten Ziegel. Es ist ganz das mittelalterliche Haus mit seiner tragischen Grazie. Es ist ohne Kunst und für den Künstler gemacht, denn es hat Charakter. Es spricht von der Zeit, da Verona achtundvierzig oder dreihundert Türme hatte. Und die Inschrift bringt jedem Menschen die Träume des Jünglings in Erinnerung: »Hier lebten die Capulets, von denen Julia stammt, für welche die vieledlen Herzen so viele Tränen vergossen und die Dichter Verse gesungen haben.« Julia, heiß und braun wie eine Brombeere in der Mittagssonne an der Hecke. Julia, frühreif wie die Einladung der Liebe zu Küssen und zu Tränen.

Ziemlich weit von der Via Capello hat Julia ein anderes Haus in Verona, und dieses hat immer seinen Garten. Man läutet an der roten Türe des Henkers, in dem Gäßchen, wo, wie man sagt, der Konvent der Franziskaner war. Mit einem Schritt tritt man in das Geheimnis eines Klosters. Frieden, Frieden! Gleichwohl dürfte man von hier an frischen Tagen die grüne Adige hören, die an die Aleardibrücke rauscht. Es ist die Sonnenseite der Stadt, wo die Welle reißender hinfließt. O Julia, man fährt nicht den Fluß hinauf. Die Strömung ist zu stark.

Eine fünfbogige Loggia, zwiefach offen zum Eintritt hin und zu den ferneren Bäumen, überfällt das Licht. Glycinien hängen an den Säulen und klettern die Mauer hinauf. Im Hofe kluger Lorbeer und unbewegliche Blumen. In der Loggiamitte gibt ein sehr niederes Lager

ein tiefes Bett: es ist ein Sarkophag, dieser Mund aus rotem Stein, der des Mannes Gestalt frißt und das geliebteste Weib verschlingt.

Hierhin wurde das kleine Mädchen gelegt und gebettet. Es hatte noch nicht vierzehn Jahre.

Julia ist luftumbadet. Sie sieht den Himmel, die Bäume, die Gezeiten. Ich sehe die Kleine mit gelbem Teint, das Mädchen von dreizehn Jahren, das eine solche Liebe erfaßt hat, daß es toll wurde und sein ganzes Leben in ein paar Tagen leben mußte und mußte sterben, das Kind hätte nicht gebären können.

Ich sehe die schmale Wange, fühle den heißen Atem, wie die Narzisse. Sie lacht indem sie die Brauen zusammenzieht und sterbend fast. Knirscht sie mit den Zähnen, so beißt sie sich in die Zunge.

Ihr schmaler Bauch ist aus Feuer. Und ihre Brust gleicht zwei Knospen Mohnes. Bei Tage, wenn sie erbleicht, ist sie grün. Und des Abends, bei Licht, ist sie wie eine Tuberose: ihre Blässe leuchtet. Sie riecht nach grünem Gras, ihr Duft ist des Wassers Duft, das auf die frischgemähte Wiese fällt. Und sie brennt, brennt.

Ihre Augen schmerzen, so sehr verzehren sie sich. So sehr wollen sie leben und sterben vor Liebe. Beim bloßen Namen Romeos gibt sie den Mund hin. Der Bogen ihres Leibes lächelt. Ihre brennenden Lippen schreien, sie sterben, wenn sie nicht den Wein der Zunge empfängt in der Frucht der Küsse. Ihr ganzer Körper zittert. Und ihre Schenkel pressen sich. Und sie fühlt den Duft der Essenz, die ihr Blut raucht. Und die übrige Zeit will sie schlafen und wirft sich im Bett herum, erdrückt, überwältigt.

Da tritt sie aus ihrem hohen Hause, um an ihr Grab zu kommen. Und es ist ihre Liebe, die sie trägt. Sie macht nur einen Spaziergang. Julia ist nur ein einziges Mal allein ausgegangen. Die Liebe hat sie am Arm gehalten. Sie hat gebrannt: sie ist gestorben. Weil man aus Liebe stirbt und nicht damit zu leben weiß.

2.

Verona im Schnee und Verona von der Sonne verzehrt: ich habe zwei Bildnisse dieser Kriegerin, und immer, ob rot oder leichenhaft weiß, ist Verona schwarz.

Der Geburtsort der alten Stadt, der erbaute Plan, wo jeder Stein und jeder Ziegel den Bedingungen eines mörderischen Lebens entsprach, ist ein Friedhof in einem Gebiet des alten Palastes. Der Friedhof ist allen Winden offen, und die illustren Toten, nicht zufrieden damit, auf ihr Grab gebettet zu sein, übersteigen es zu Pferd. Sie wollen Herren der Stadt sein, selbst nach ihrer Höllenfahrt. Sie haben teuflische Pferde, die über die Fußgänger wegtanzen, auf die sie ein zu großes Auge werfen.

Alles ist voll Morde und Gräber. Das alte Verona ist eine Stadt wilder und seltsam spaßender Ritter, auf die Dächer gepflanzt: sie wollen den Paßgang über den Toren, und sie trotten auf den Hausgiebeln. Die Architektur ist kriegerisch und allzu geschmückt, das Übermaß des Ornamentes aber ist immer Schwere des Sinnes.

Kriegerisch und ehelich ist Verona blumenumflochten von geschnitzten Balkonen. Sie bilden Körbe aus Eisen oder Marmor, vorragend an den Fassaden, die einen in schlanken Kurven, die andern dickbäuchig, andere, wie in der Gasse des heiligen Alexis, wie Brüste geformt. Blumen und grünes Blattwerk färben all das Gitterwerk bunt, die Rebe macht Spalier, und die Orangen treiben ihre lackierten Blätter zwischen die Stangen.

Die Piazza d'Erbe ist mit der Piazza dei Signori ein schönes Stück Stadtlandschaft. Die eine voll Volkes, die andere verlassen. Die Piazza d'Erbe nach allen Seiten hin weit offen, dient, ein Markt, dem Plebs als Forum, die Piazza dei Signori ist vollständig von Säulen eingeschlossen: die Gräberecke, welche den Platz verlängert, vollendet seinen Charakter. Er verdiente, daß man ihn auf englisch den Platz der Lords nennte: er ist streng, düster, abgeschlossen: der Ort einer Kaste.

Verona ist viel besucht von Deutschen. Man mokiert sich über sie, und man liebt sie nicht. Die Barbaren haben immer einen Fuß auf diesem Boden gehabt, aber immer von den kleinen Leuten gehaßt, hat sie die Rasse aufgegessen. Nur bei den Herren hatten sie Dauer. In der Stadt, welche die Adige mit einem grünen Wehrgehänge umschlingt, hört der Krieg nie auf: er ist zwischen den tiefen Zellen, im Blute der Familien. Im Geheimnis der Hochzeitsnacht muß ein Blut das andere verschlingen. Das lateinische Volk

hat immer die Oberhand behalten; und selbst erobert hat Verona die Eroberer verdaut. Eine Stadt ganz nach Wunsch als Sieger in sie einzuziehen, vor sich her einen ungeheuren Zug rotblonder Gefangener zu treiben, mit kurzsichtigen Augen und schwerfällig dicken Genossinnen. Ich fühle mich Welfe in Verona.

Auf dem Pflaster rieche ich Spur und Geruch aller der Barbaren, dieser frechen und so ohnmächtigen Rohlinge, die mit der Faust zu morden kommen und mit der Lanze das zu durchbohren, was sie tausend Jahre später auferstehen lassen. Auf der Brücke des alten Kastells wacht die Kraft über die Straße, welche die beiden Ufer verkettet. Der Brückenmeister öffnet und schließt das Tor Deutschlands. Mit seinen viereckten Türmen auf jedem Pfeiler und dem roten Schatten der Backsteine im graulichen Wasser atmet die alte zinnige Brücke Drohung. Und der unförmige Würfel des Schlosses feuchtet sich im Flusse an wie ein Kerl, wie ein harter Prellstein. Die steilen Häuschen am Strom blinzeln mit einem seltnen Auge einen schwarzen Blick. Alles ist viereckt, massiv, geschlossen, feindlich. Die Farbe der Backsteine ist gestocktes Blut. Die Schießscharten der Zinnen lassen sich die Stadt gefallen, den heiligen Peter, die Forts auf den Höhen, und die Türme des Großen Platzes. Verona ist wie eine Zunge, die sich auf die grüne Adige streckt. Die dunklen Hügel steigen vom Flusse an amphitheatralisch auf. Rom hat hier die Parole ausgegeben und die heilige Wacht übernommen: die Barbaren sind zu vertreiben oder zu erobern.

Ein gut lateinisches Volk, nüchtern in Sitten und ausgiebig in Worten, lebt bequem zwischen den Lippen der Adige. Es ist lustig und lebhaft. Die Augen sind ins Leben verliebt; die sprechenden, beredten Augen sind der Sieg Roms über die nordische Schwere. Eine joviale Heiterkeit mit schallendem Lachen. Wie sie hier sagen, »in Verona bläst die Luft vom Montebalde«, und damit einen Wind meinen, der ein bißchen närrisch macht.

Via Mazzanti und Via Barbaro, die beiden Straßen enden in einer Sackgasse, eine in die andere. Und ein Laubendurchgang führt auf die Piazza dei Signori, als ein ganz köstlicher Gurgelabschneider zwischen dem Markt des Volkes, diesem pflanzenfressenden Viehzeug, und dem Zwinger der Fleischfresser. Hier ist's, wo die Ska-

liger regieren, häufiger noch sterben. Leben tun sie anderswo. Sie halten Hof, tafeln und schlafen in der Festung des Schlosses, unter dem Schutz der Brücke und des Flusses. Aber in diesen beiden Straßen, die den Platz abschließen und den sie von der Stadt ausschließen können, da sind sie gestorben inmitt des Verbrechens, beim Halali des Verrates, da starben die meisten dieser Doggen und Metzgerhunde. Der Hund Secondo erdolcht hier mit eigener Hand seinen Vetter, den Bischof. Can Signorio bohrt, um Fürst zu werden, sein Schwert bis aufs Stichblatt seinem älteren Bruder in den Rücken, und als er selber, viel später, von Ausschweifung und vom Wein ruiniert, zum Sterben kommt, da tröstet er seine Agonie damit, daß er seinen jüngeren Bruder erdrosseln läßt, der im Gefängnis faulte. Sie sterben alle vor ihrem vierzigsten Jahr. Ihr Leben ist zügellos, frech, voll krampfzuckender Verwirrtheit und ausgerechneten Schandtaten. Zu blenden und in Schrecken zu setzen, dafür leben sie. Feste und Grausamkeit, beides haben sie von Nero, der ihr Modell ist. Übrigens ist Nero ein italienischer Nationalheld, eine römische Form der Macht. Jeder wahre König hat mehr oder weniger von ihm. Wie Nero in der Fülle seiner Gewalt, so langweilen sie sich, wenn sie nicht den einsam-einzelnen Weg der Verachtung gehen, wo die Kraft der Menschlichkeit trotzt. Es sind Punkte, wo sich die Grausamkeit mit der Kunst des Regierens berührt. Nero ist nicht bloß ein Buffone: er hat den Geschmack für das Erlesene, die Leidenschaft für das Einzige und den Furor gegen das Gemeine.

Als er den Rat verließ, wurde Mastino in dieser Straße meisterlich erstochen. Das Eisen trennte ihn von der Kehle bis zum Bauch hinunter auf, auf seine Backen klatschten ihm die eigenen Eingeweide die Ohrfeige. Die Arkade ist da, genau wie damals, wundervolle Straße in der scharlachnen Wut des Mittags! Man entflieht endlich den Affenhaftigkeiten der beiden Plätze, wo die Maurer von heute das Mittelalter parodiert haben. Die grausame Gasse flammt in der Sonne. Sie ist für den Hinterhalt angelegt. Eng und gewunden wegen der Bauwerke, die sich vorschieben und der andern, die sich zurückziehen, ist sie durchlocht von dunklen Toren, von Bogen mit heimtückischen Rücken, von viereckigen Löchern, so gut alles aufgerichtet, um einen Verräter zu verbergen, ihm die Flucht zu erleichtern, und

so sehr geeignet, das Blut aufzufangen. Die schiefe Neigung ist da, und manches Luftloch atmet das Geheimnis des Mordes, wie ein höllisch Wächter. Diese schattendunklen Türbuchten schielen auf Gänge, die zu Falltüren führen; sie gähnen, diese Mäuler, um das Vieh zur Schlachtbank zu lassen. Zu viele Fenster sind auf diesen sorgengerunzelten Mauern, aber sie sind post festum hinzugekommen. Einer Wundnarbe gleich klettern bis zu den Balkonen des zweiten Stockwerkes bizarre Treppen hinauf. Der Stadtturm springt sehr hoch über alle Häuser hinaus in den weißen Himmel. Und ein strenger Ziehbrunnen hat diesen Grabesgeruch aller Brunnen, aus denen die Frauen kein Wasser mehr schöpfen und auf dessen Steinrand sie keine Krüge mehr stellen; ein trüber Brunnen, um die blutenden Straßenfließen zu waschen.

Nach dem Sommer der Winter. Ich gehe zu den Skaligern. Des Nachts im Mondlicht ist dieser Gräberplatz schon eine Öde, wo man in Träumen verweilt. Heute abend fällt dazu noch Schnee.

Mit ihren Hundenamen haben diese Skaliger kraft der Tollwut geherrscht. Es sind ihrer drei in dem Gehege, zu Pferd schweben sie über einem Wirrsal von Kapellchen, Türmchen, Baldachinen, Statuen. Da oben hingepflanzt, ihre eigenen Katafalke drückend, da halten sie, auf das Satteldach gestellt, Umschau wie Raubvögel, denen die Nacht der Zeiten die Fänge schlaff gemacht hat. Unter dem Hermelin des Schnees sind diese Vogelscheuchen die bösen Schatten der Souverenität. Und die Bösartigkeit geht bis zum Lächerlichen.

Man mußte sie auf Spitzsäulen stellen, damit sie dem Vulgus überlegen sind. — Die Gasse ist tief einsam heute abend. Unheimlich und leichenhaft, ist sie nicht einmal beleuchtet. Sie hat dieses dämmerige Licht, das aus der Erde aufsteigt, wenn der Boden schneebedeckt ist: die eisige Helle der Finsternis. Irgendwo in der Hölle dürfte es einen ähnlichen Ort für die Verdammten des Stolzes und des Mordes geben, wo das einzige Leuchten vom Feuer des Schnees kommt, von diesen leichenhaften Strahlen, die alle Farbe auslöschen, die Schwärze aufwecken zu sich selber, ein Licht, das die Hoffnung erstarren macht und nicht wärmt. Auf dem Brunnen der Piazza und der Schützengasse machen sie noch immer ihre Gesten frecher Gewalt, hoch zu Roß; bedrohen mit ihrem Speere

das Firmament, und dieser lange eiserne Pfahl stößt eine bursleske Spitze in den grauen und schwarzen Himmel und läßt die Flocken verachtungsvoll an sich zu schanden werden. Die Hunde hohnlachen von oben auf die Erde herunter, aber wem jagen sie Schrecken ein? Nicht einem, der vorbeigeht. Meine eigenen Schritte sind die des allerstrengsten Richters, der sich nächtlich auf dem stummen Teppich des Schnees naht.

Der Schnee malt auf die fahle Luft das Relief des Gitters, welches den Friedhof der großen Cane umgibt. Die schmiedeeisernen Windhunde wachen über die Ruhestätte ihrer Herrn, bereit eine nächtliche Jagd zu bellen. Die Leiter der Skaliger ist hier und da in den Öffnungen des Gitters, dessen Stäbe in fremdartiges Blattwerk zerschnitten sind, in ein lügübres Blattgerank: wo ist der Baum dieser steilen spitzen Blätter? Es ist ganz das richtige Blatt dieser Toten, grausam wie sie. Der schönste dieser Grabreiter, hart und hochmütig in seiner Rüstung, wirft sich auf seinem geharnischten Pferde zurück. Beide, Roß und Mann, haben stadtwärts das Haupt gewendet, dasselbe schlimme Lächeln, die gleiche Verachtung. Es ist Can Grande, der beste seiner Rasse. Ein geflügelter Hund dient ihm als Kopfbedeckung, die er in den Rücken geworfen hat, denn es ist schön Wetter für die Jagd. Das heraldische Tier bildet Buckel und Sack auf den Schultern des Herrn. Ist's ein Hund? Ich sehe mehr einen Adler mit gefalteten Flügeln: er umklammert den Skaliger und Verona. Das kaiserliche Tier wird sie nicht loslassen.

Und langsam, dicht und ohne Ende hat sich der Schnee ans Fallen gemacht. Ohne Versöhnung wird er von oben heruntergeworfen, wie Erdschollen des Himmels auf Gräber. Er bestattet noch die Bestattung des Grabsteines. Mich schauerts. In einem grabhaften Dämmern, bei einem nicht endenden Schnee, so wird die Welt enden.

3.

Ich verließ sein schwarzes und rotes Grab und schloß den Tag in Julias Gärten.

Die Dämmerung ist köstlich in den Liebesgärten, die man heute Giardini Giusti nennt. Man geht über den Fluß jenseits der Brücke

in die Höhe, dann um eine Kirche. Ein Gitter, und man zweifelt nicht, daß es ein Paradies verteidigt.

Ein kleiner Hof von der Farbe eines Rosenherzens in der Sonne trennt mich sogleich mit köstlicher Dienstfertigkeit von der Stadt und der Zeit. Der rosafarbige Backstein hat diese Töne eines alten Liedes und sehr alter Stoffe, wie der Ziegel sie von dem sekulären Regen der Jahre annimmt unter einem Himmel, der bald weint, bald brennt. Die jungfräuliche Rebe schlingt sich um einen Kranz rosenfarbener Zinnen, und mengt, goldig bereits, mit den Blüten des Ziegels ihre zarten Ranken. Dieses feudale Gärtchen ist sehr würdig der Montaigus und einer herzoglichen Liebe.

Da sind schon die wundervollen Alleen, von himmlischen Zypressen gesäumt. Fünfhundert Jahre sind sie alt. Und höher als die Glockentürme mitsamt der Spitze. In strengen Avenuen steigen sie auf, höhlen einen langen Weg aus, voll Schatten und Geheimnis, ein enger und tiefer Gang zu tragischen Hypogeen. Und das Band der Sonne rollt als ein kaltgoldenes Rinnsal hell zwischen den schwarzen Mauern der göttlichen Zypressen, diesen Bäumen der adligen Höhe und deren Geruch unbestechlich und sehr bitter ist und die wahrhaft für die Leidenschaft geboren scheinen in ihrem heftigen und schweigsamen Strahl, in ihrer strengen Steile. Sie sind nach dem Himmel gierig, sie weisen auf ihn, steigen zu ihm auf.

Ihr Gärten der Julia! Baumgänge, deren Stirn errötet im nahenden Abend! Die Tragödie ist nah. Die Nacht schickt sich an. Odi et ama, Verona weiß die Liebe.

Ein einfaches Haus birgt sich in den Rosen. Es atmet stumme Glut und hütet sein Geheimnis. Auch das Haus spricht von Liebe: für sie zu leben und dafür zu sterben. Wie möchte ich immer darin weilen!

Terrassen auf Terrassen. Überall Blumen in Beeten, Rosen, Nelken und liebliche Bescheidenheiten, duftausströmend. Und überall dieser hinreißende Akord von Statuen und von Baumzweigen, der die Kunst der Natur ergibt und die Natur zur Schönheit der Kunst hinhebt. Die Zweige umschmeicheln die Marmorbalustraden. Drei schmachtende Blätter küssen eine nackte Schulter. Eine steinerne Brust bietet sich, wie Finger, den Ästen eines Ahorn. Das Plätschern einer

Fontäne erinnert allen diesen Brand an die Köstlichkeiten des Wassers. Es verläuft sich, scheint mir, tief unter den Zypressen, wie eine Frau aus Melancholie weint, auf den Knien, mit verborgenem Haupte.

Grünes Wasser lächelt seltsam, wie ein Faun, in einem flachen Becken. Drei moosbekleidete Delphine werfen hochhinauf den Faden frischen und klaren Wassers. Und die feuchte Frische verbreitet sich in der Dämmerung wie ein Ton.

Terrasse über Terrasse. Man geht um ein Türmchen. Und auf einmal öffnet sich ganz in der Höhe eine Logietta auf einen wundervollen Ausblick, einem triumphierenden Akorde gleich: Verona, so plötzlich zwischen den Zypressen dargebracht, ist nicht mehr eine Stadt, sondern ein menschlicher Traum, den man verlassen hat, weit, weitweg, für ein Liebespaar, das sich umschlungen hält und, allem Erinnern entrückt, nichts vom Leben verlieren will und es doch ganz vergessen.

Wie ein Linnen ist die kleine Gipfelterrasse auf ein riesiges Haupt gelegt, ein ausgehauenes Monstrum, das auf der Höhe der Rampe grimaßt und das sich scharf abhebt auf dem Hügel zwischen den Treppen. Caliban ist gezähmt. Er trägt das verliebte Paar und diese seltene Schönheit.

Das ganze Königreich Venetien zwischen Alpen und Apenin! Die Ebene und die Felder ohne Ende, die grausamen Türme von Mantua und der Wachtturm von Solferino, ein Land fett von französischem Blut, das für eine lateinische Nation in das Korn der Freiheit und des Ruhmes geschossen ist. Die blauen Schatten dort drüben sind die fernen Gipfel, sind die Berge, die entlang den Seen Wache halten. So sagt man mir, aber was liegt daran? Ich kann ebenso gut auch glauben, diese im Abendhimmel errötende Bläue sei das nahe Frankreich oder Japans Grenze — der Augenblick ist voll Schönheit, und eine volle Schönheit enthält alles, was eine Menschenseele hineingeben will.

Hier, wo die Graballeen sich enden, steht der Himmel im Feuer, der Raum ist eine bebende flammende Augenöffnung, ein Schmelztiegel fließenden Goldes. Die Schmiede der niedergehenden Sonne flammt in einem purpurnen Frieden. Und auf dem Bett des Brandes raucht wellenweise der Fluß wie ein aus dem feindlichen Fleisch ge-

zogenes Schwert. Ich neige mich, neige mich über die Brüstung der Terrasse. Wie auf dem vom Ozean versuchten Felsen man den Wogen nie nahe genug ist, so möchte man sich in den roten Himmel stürzen und in der Wärme dieser köstlichen Stunde schwimmen. Verona glüht und brennt wie ein Scheiterhaufen des Verlangens. Die Glocken schweigen nun. Die Flammen der Gestirne lecken die Ziegeldächer. Die Stadt ist eine Flut von Licht, das zwischen den Fingern der Zypressen zu sterben kommt, sie sammelt sich im Schweigen der Freude und einer seeligen Berufung.

Die Lerche, die den Tod singt, das ist die Sonne, welche die Adige in Purpur legt. Die schießenden Schwalben ziehen die Ale durch die violettne Luft, und mit dem Faden ihrer scharfen Schreie nähen sie den Himmel an den Fluß. Welch Leichentuch für das Liebespaar!

Der anbetungswürdige Garten ist ganz Liebe in der brennenden Sonne. Vielleicht ists gar nicht mehr die Stunde der Lerche? Wir sehen gar nicht mehr nach dem Osten, unsere Leidenschaft, bangt sie nicht vor dem Morgenerwachen? Die Stunde der Dämmerung, ein schwarzer über die Stadt gehängter Garten, das Schweigen sublimer Zypressen, das sind Ort und Stunde für Liebende. Mag der Tod kommen!

Gefalle es dem Himmel, daß ich den Mond sich heben sehe, während sie einander in den Armen liegen und einander sehr verliebt die Lippen küssen.

A. Suarès.

DER LETZTE TRAUM DES TRAURIGEN

Diesen Halbgott hatte Einer
Auf das Lager hingestreckt,
Der vor Tagen schon begonnen,
Mit erfahrener Geduld des Sammlers,
Eines Meisters Willenskraft,
Langsam den sorglich Erkorenen
Sicheren Arms herabzuzieh'n.
Auch der Mensch zieht an der Fessel,
Die ihn Tag und Nächte ruft,
Macht sich schwer, versucht zu gleiten,
Ballt sich stahlhart fest dagegen —
Hoffnungslos! Sein Angreifer,
Drückt mit Widerhaken die gekrümmten Fingerglieder
Knöchern in des Menschen Herz,
Lähmt die starken Wirbel seines Rückens,
Nimmt die Füße ab und legt ihn
Flach auf Schultern Kreuz und Fersen.
Da . . .
Schwieg der Mensch, den Feind erkennend,
Würgte einen Lebenskuß noch zeitig nieder
Und zum erstenmal im Dasein
Wartet er auf nichts,
Wendet seine Augen rückwärts
Er, der stets ins Weite gegen Aufgang,
Harrend, tragend,
Immer schreitend, blickte.
Von diesem Sterbenden erlebt, erkannt zu werden,
War dieses ehrgeizigen Todes Schlachtenplan, so

Ließ er schonend ihm ein unversehrtes Hirn,
Gestattet ihm zu grübeln und zu richten,
Verwehrt ihm selbst die Sprache nicht.
Jedoch der Scheidende
Erwidert lippenstumm
Aus Fernen zugewandten Augen
Daß er auf Nichts und Niemand
Wartete. Nicht so die Freunde,
Nachbarn, die das Lager
Leis bewegt und schattenhaft umstanden.
Sie waren ‹glaubten sich als Zeugen vollberechtigt›
In ihrem Innersten fast gierig drauf,
Zu seh'n wie er den Geist aufgeben würde.
Die Zeit erschien ihnen nicht träge
Obwohl das Schauspiel sich hinausgedehnt,
Denn ihre Kraft, Hingabe und Erwartung
Erhielt rastlos entspannend leise Schläge,
Von den Geschehnissen im Antlitz des Verfolgten,
Darnach ihre berührten Nerven scharf anzogen,
So daß man gleichsam ein Emporschnellen
Im Schmelz ihrer gespitzten Augen sah,
Während der Mund sich gütig lockerte
In Teilnahme an des Entflieh'nden Not,
Den zu betrauern sie sich streng gebunden fühlten.
Aus der Gruppe lösten sich bisweilen
Zwei und drei verschiedenen Geschlechtes,
Die an schiefen Stirnen prüfend
Hände spreizten, die zu zählen wissen,
Sich beratend und erwägend
Wie es um den Halbgott stünde.
»Ja, man hat ihn oft punktiert.
Es schafft ihm stets Erleichterung.
Die Nacht schlief er nicht schlecht.
Des Morgens ein'ge Löffel Tee.
Saht Ihr die Hände?
Ja, die matten, viel zu braunen Hände.

Kampfer ist dort.
Heut abend könnte es sich wenden.
Die Haare sind noch kaum ergraut.
Die Brauen scheinen
Länger sich hinaufzuzieh'n
Da, wo die Schläfen fallen.
Wenn er den Mund nur öffnete.
Er könnte leichter atmen.
Wer will ihm dieses raten?
Er hält ihn absichtlich geschlossen.«
Und weil der Tod
In Rücksicht auf das selt'ne Instrument
Des Halbgotts Haupt geschont, und ihn
Von unten langsam sterben ließ,
So mußte jener Worte hören,
Die in sein siedend Herz einzischten,
Und ihn schmerzhaft beschwerten,
Wie in dem Strom zu Grunde stoßend Eis.
Er wird . . .
Gewendet, geschont, beruhigt,
Gefüttert, gemessen, gestützt . . .
Die leidende Form . . . Als er,
Zu Anfang seiner Lebensfahrt
Im ersten Sprachbuch seiner Schule
Die grausame Bezeichnung des passivum lernte,
Da wollt' das Wort ihm gar mißfallen,
Er fand es übertrieben, zog den latein'schen Namen vor.
Irrglaube hatte ihn geleitet,
Denn nur sie reden wahr,
Die dieses Wort ersonnen.
Sie logen nie im Wort, die Feinde meiner Jugend
Wenn auch die feigen Schurkenstreiche blieben,
Die Zungen sprachen Gold,
Sei es von Kanzeln, von Kathedern,
Von der Akademie,
Aus Leib- und Seelsorgern und Richtern,

Aus Brüder-, Elternmund — — —«
⟨Er phantasiert, der Arme, ja, er ist jetzt nicht
Bei sich⟩« Recht habt ihr ganz und gar!
Bei Euch bin ich, bei Euch, bei Euch!«
Ein süßes Fühlen überkommt ihn, ein
Gemisch von Feindesliebe
Mit beinah zärtlich-fürsorglichem Freundeshaß,
Und ohne hinzuseh'n: Gebt mir
Das kleine Ding aus Stahl,
Das harte Rohr gebt mir, das dem gekrümmten
Knauf entspringt, ⟨Was meint er nur?⟩
Das zierlich-schwarze Ding gebt mir
Im Kriege braucht ichs nie, es war
Mein Friedenskamerad! ⟨Wünscht er nicht die Pistole?⟩
Ihr glaubt etwa ich töte mich?
Lebendige! Was seid Ihr abergläubisch!
Mich töten kann ich ohne Eisen.
Gebt mir den treuen Freund, daß ich
Bewußt mich von ihm trenne
Was haltet Ihr mich mühsam auf?
Dort ist die Lade, muß ich weiter fleh'n?
Den Würdigsten will ich beschenken
⟨Er ist ja schwach, laßt ihm den Willen⟩
Legt ihn mir unter meine Finger.
⟨Ist er geladen? Einerlei⟩ Von schöner Arbeit
Ist das Ding. Dem Würdigsten sagt ich,
Auch dem Unwürdigsten, wie man's nimmt.
Laßt mich allein! ⟨Wir können nicht
Mit diesem Spiel ihn lassen!?⟩
Geht! Ruhen möcht ich, fürchtet nichts für mich!
Ich bin jenseits vom Wünschen
Und von jeder Flucht. Für mich
Braucht Niemandem zu bangen.
Seht Euch vor. Euch darf
Die Furcht nicht allzusehr benagen.
Was blieb' am Ende sonst zurück?

(Wir wagen es! Er tut es sicher nicht,
Wir kennen ihn und seine langen Sprüche.)

Allein! Wie schön, wie zauberhaft,
Beinah behaglich! Ha! Genußmensch,
Gibst es noch nicht auf? Ein sterbend Tier
Im Wald, vereinsamt wie sichs ziemt,
Weitab vom Zeugen und Gebären,
Von aufstapelnden Prassern,
Von Hingabe und Kauf.
Allein in süßer Not und Auflösung.
Nun, Herz und Lunge, sprecht,
Müht Ihr euch um die Wette?
Die andern haben längst
Die Arbeit hingelegt, was rast
Ihr noch mit altersschwachem
Fühlen der Verantwortung?
Ich liebe Euch nicht mehr.
Ihr, Adern! Härtet euch, und laßt
Den lauen Strom nicht kreisen.
. . . Weh! Ohren, konntet Ihr
In dieser Stund' Euch untersteh'n
Mir Vogelstimmen zuzutragen?
Dacht ich daran? . . . .
O Leiden ohne Ende. Darf ich
Nicht leise eingeh'n wie das Wild,
Sorgfältig abgeschlossen von den Lebenden?
Die sähen mich so gern,
(Die jetzt in Nebenräumen schleichen)
Sachte hinüberwelken, lernten
An den Sprüngen meiner seichten Lungen
Ihre eigenen Organe lieben. Sie schielen,
Spähen schamlos mir in's Angesicht,
Das so wehrlos unter ihnen seinen Blütenstaub verliert,
Suchen mütterlich die wohlbekannten
Schmalgedrückten Nasenflügel, lauern

Ob man bald statt atmen »röcheln« sagen kann,
Überwachen meine Hände auf der Decke
Und behaupten,
Hörbar für die wunden Ohren,
Daß mein siecher Körper sich gestreckt . . .
Wenn mein Auge, eine Weile sinnend,
In die tiefe Schlucht meines verfloß'nen
Pilgerweges starrte, und, verzückt,
Wo sie am Pilger haften blieb, der
Schönheit dankt, seh' ich Kennerblicke
Über meines Hemdes Falten gleiten,
Die des Herzens Abschiedsschlagen hob . . .
Lieben sie sich selbst so innig?
Ja! ihr Auge schwimmt in Tränen
Beim Gedanken an mein Stillerwerden.
Ach, wie schätzen sie ihr Leben,
Da sie sich so schwer an meines,
Das zu schwach zur Flucht, gehängt:
Unruhig ist ihr Geist, springt jäh
Von Haus zu Haus, von Jahr auf Jahr,
Mischt Zukunft zur Vergangenheit.
Und sie beten, beten, beten,
Für die Ruhe meiner Seele
Und ihr mangelhaftes Denken
Kreuzt auf meinem hingesiechten
Körper, und die Mienen sprechen
Mehr noch als die sauren Worte,
Die sie schmerzlich aus zerknüllten Lippen pressen.
Zittere nicht, du meine treue Rechte
Auge, sieh dein Ziel: Bin ich
Ein Stück auf ihrer Bühne, so
Gönn ich ihnen nicht
Die Wollust ihres falschen Schmerzes.
Den ersten, der sich zeigt,
Schieß ich von meinem Bette nieder
Der zweite, den das Bild des

Selbstmörders grausig beglücken sollt
Fällt auf ihn, und vor mir.
So stürzen alle in den Staub.
Bin ich nicht Gott
Durch meine Leiden, meine Langmut
Den nie gestillten Haß?
Die mich gequält, mit allen Sinnen,
Die mich gedrückt ein Leben lang,
Ihr könnt nicht leugnen, daß ich stillgehalten,
Göttlich den Schmerz belächelt,
Neu erschaffend, Hände voll mit Gaben,
Die Ihr schnöd' herausgeschlagen.
Herein mit euch! Die Zeit ist um! Herein!
Der Sterbende
Will seinen letzten Willen tun,
Sein Letztes will er schenken!

Es füllt sich dicht die aufgesprengte Türe —
Ein jeder will noch letzte Worte fangen.
Doch sprach er nicht, hielt sorgfältig
Die Augen und die Hand und drückte los,
Mit drohn'dem Finger. Lippen zugepreßt.
Es fielen zwei. Die andern duckten sich,
Entsetzt vom Knall, und, weil zwei wirklich fielen.
Die Mutigsten entwanden ihm
Das tötlich Ding um das er nicht mehr kämpfte,
Da seine Hand zu schwach und kalt.
Nun sah er nah am Bett Gestalten kreisen,
Die ihn gefangen nahmen und erdrückten
Mit tausendfach gemischtem Stimmenklang,
Betäubend ihn durch ewig wiederholter Silben Schwirren. —
Mit großer Mühe, unterdrücktem Schluchzen
Lächelt der Halbgott schmerzlich einmal noch
Sein Menschendasein an: »Wer fiel? Zwei gingen hin,
Die sich auf meinem Grabe paaren wollten.
Nun bin ich endlich weit genug

Da eine Welt der Toten zwischen uns.
Die Kluft könnt Ihr nicht übersehen
Laßt mir den Frieden, den ich euch geraubt.«
Und sein schmales Kinn sperrt starr sich abwärts,
Gläsern bleibt das eine Auge steh'n . . .
Dieser schwere Traum vom Haß des Lebens
Fand auch heute nicht Erwachungstod —
Trugbild war des Halbgotts Kampf gewesen,
Das Erlebnis eines letzten Fieberwahns.
Niemand wacht bei diesem armen Toten,
Der noch immer mit dem Finger droht.

Mechtild Lichnowsky.

MAINTONIS HOCHZEIT

EINE NOVELLE

PLÖTZLICH flackerte eine kleine Staubwolke auf. Ganz steil stand sie tief am Horizont auf der weißen glühenden Straße.

»Es sind noch fünf Minuten«, murmelte Antoine.

Ich konnte eine leichte Unruhe nicht verbergen, da nahm Antoine meinen Arm und zog mich unter die Platanen. Wir schritten langsam über Rasen. Das Gras war am Rand der Chaussee leicht gelb. Im Schatten stand es satt und buschig. Wasser lief zwischen zwei Grenzsteinen. Es war sehr heiß. Nun sagte Antoine: »Fahren Sie mit nach Paris!« Nach einer Pause wiederholte er mit einer eigentümlich gedehnten Betonung: »Paris.« Dann wandte er sich um und sprach ganz laut und anders:

»Sie müssen nicht daran denken!«

Ich machte eine Bewegung mit der Achsel. Antoine kniff die Augen fest zusammen: »Er hat doch sein Ehrenwort gegeben . . .«

»Kurz! Ich sah ihn«, erwiderte ich ungeduldig. Es klang vielleicht schroff. Antoine beugte sich ein wenig vor, als warte er. Wir schauten hinunter. Die Staubwolke hatte sich hinter einem kleinen Hügelzug verloren. Durch die ganz stille Luft hörte man ein fernes und feines Geräusch. Ich nahm Antoine beim Arm:

»Bemühen Sie sich ein wenig zu glauben, daß ich mich nicht täuschte. Ich weiß Ihnen gewiß Dank für Ihre Beruhigungsversuche, aber Sie müssen doch einsehen, daß Ihre Argumente wertlos sind. Wenn ich ihn daraufhin, daß er sein Ehrenwort brach und doch wieder in einem Spielbad auftauchte, auf Grund der damaligen Verhältnisse verhaften lassen wollte, hätte ich durchaus keine Möglichkeit dazu, weil wir auf spanischem Territorium sind. In einer Stunde erst erreichen Sie die Grenze. Aber sehen Sie ganz davon ab! Ich will

Ruhe und Ausspannung. Es stört mich einfach, auf unangenehme Ideengänge zu kommen. Umsonst vergrabe ich mich doch nicht in die Pyrenäen.«

Antoine zog tief die kühlere Luft des beschatteten Baumgangs ein und fächte sich mit dem Hut Luft ins Gesicht. Er nahm seinen Stock und hakte ihn in die Schulter: »Der arme Perdican . . .«, flüsterte er.

Als aber der Wagen nahe wieder sichtbar ward, legte er die Hand auf meine Schulter. Er sah mich kurze Zeit lang erstaunt und wie fragend an. Darauf flog eine rasche Spannung über seine Stirn. Er stellte heftig sein Bein auf einen Stein. Dann riß er Papier heraus und schrieb auf dem Knie hastig ein paar Worte. Ich nahm, etwas verblüfft, den Zettel. Nun diktierte er mir eine Adresse. Währenddem torkelte auf der unebenen Straße die Post herbei. Antoine rief mir rasch zu: »Sie werden dort Ruhe haben, Sie kommen mit meinen Empfehlungen. Lassen Sie die alten Miseren!«

Die Maultiere legten die Köpfe zur Seite und zogen die Ohren trotzig an. Antoine winkte. Sein Bart und sein schräges Profil traten bedeutend aus der Gesichtermenge der anderen Reisenden heraus. Die Diligence rollte um eine Ecke und die Sonne brandete mit erstickenden Flutungen gegen die Häuser.

Um vier Uhr morgens fuhr ich schon. Unterwegs las ich die Zeilen Antoines. Es mußte ein Dialekt sein. Denn ich verstand sie nicht. Später mußte ich wieder an den Grafen Perdican denken. Er war ein lieber Freund. Sein Tod hatte ungemeine Sensation gemacht. Drei Tage nach seiner Beisetzung sah man, daß sein Partner, dessen Wechsel er nicht einlösen konnte, Karten aus einer doppelten Manschette schüttelte. Man verband damals noch andere seltsame Themen mit seinem Namen. Es war eigentlich lächerlich, daß wir uns damit begnügten, ihm das Wort abzuverlangen. Es war geradezu widersinnig. Damals hatte niemand hieran gedacht.

Ich frug mittags in Tarragona nach meiner Adresse. Es seien höchstens drei Stunden zu gehen . . . Nach viereinhalb Stunden Marsch ward es dunkel. Ich sah Lichter. Ich klopfte. Es dauerte ein paar Minuten. Dann kam ein schmutziger Hausknecht. Er trug nur ein Paar halblange Hosen. In der Hand hielt er einen Kien, den er vor-

sichtig neben mein Gesicht neigte. Da er nichts sagte und keine Bewegung machte, mich einzulassen, hielt ich ihm Antoines Adresse vor die Augen. Er grinste verschlafen. Nun las ich sie laut vor.

Er trat langsam einen schleichenden Schritt zurück und streckte den Span mit gespanntem Arm noch näher nach mir. Sein Blick umfuhr mich einen Augenblick scharf. Darauf verschwand er: ich hörte verhandeln. Ein Mann mit einem starken Bauch erschien. Sein Gesicht, das Zutrauen erweckte, prüfte mich, während das brennende Holz mich wieder beleuchtete. Er fragte, ob ich fremd sei. Ich sagte: nein... Zugleich kam mir meine Antwort dumm vor. Ich zeigte Antoines Zeilen. Er rief sofort ein paar Worte in das Haus. Dann forderte er mich ganz verändert auf einzutreten. Währenddem sagte er, es seien bis zu meinem Ziel noch gut zwei Stunden. Dann lachte er, als ich meine Auskunft über den Weg von Tarragona erzählte. Drinnen saßen noch drei Männer. Sie tranken Wein und würfelten. Da sie stark geraucht hatten, stand eine harte Luft in dem Raum. Eine Lampe hing an Eisendrähten über einem Tisch.

Es wurde still, als wir eintraten. Mein Führer nahm mich bei der Hand, verbeugte sich und sagte: »Der Sennor will zu Joaquin Pelayo . . .« Hierauf erhoben sich die andern und sagten etwas, das ich wieder nicht verstand, worauf jeder mir die Hand gab. Ich lehnte ihre Zigarren ab, trank aber ein paar Gläser Wein mit ihnen. Dann ward ich müd. Auf einem Strohsack in einer Nische schlief ich die Nacht. Am Morgen sah ich niemand mehr. Ich durchsuchte das ganze Haus. Niemand. Ich ließ ein Silberstück liegen und ging weiter. Es konnte keine Meile Entfernung sein, als das hölzerne Geklapper eines Maultiers mich umwenden ließ. Der Knecht brachte das Geldstück und viele Empfehlungen für Joaquin Pelayo.

Ihn selbst glaubte ich sofort zu kennen. Er stand vor seinem Haus und wusch sich den Oberkörper mit Regenwasser aus einer Tonne. Er begnügte sich zuerst, durchaus keine Notiz von mir zu nehmen. Ich begrüßte ihn. Dann wiederholte ich meinen Gruß. Ich nannte seinen Namen. Darauf stellte ich mich aufgerichtet vor ihn hin und trat mit dem Fuß mehrere Male gegen das Faß. Er ließ ruhig ohne Rührung den Strahl über seinen Arm laufen. Die Muskeln brachen wie Wülste hervor, wenn er den Ellenbogen ein wenig krümmte.

Ich zweifelte nun, ob er es doch sei. Mein Instinkt konnte mich betrogen haben. Nun nahm ich meinen Stock bei der Spitze und klopfte ihm mit der Zwinge auf den Rücken. Wie ein Schlagbaum wuchs etwas vor mir in die Höhe. Ich hielt verwirrt meinen Stock in einer lächerlich täppischen Lage wie eine Kinderfahne.

Ich erstaunte über die Würde des Mannes und seine unnatürliche Größe.

Als er meinen Zettel gelesen hatte, gab er mir die Hand. Er fragte nach seinem Freunde Antoine. Antoine war mithin ältester französischer Adel. Ich ließ nicht merken, daß ich verblüfft war. Ich redete rasch und abgerissen. Er schloß sein Hemd und zog eine kurze Jacke darüber, die ihn noch größer machte. Dann rief er zweimal: »Maintoni . . .«

Maintoni kam, nahm mit einem leichten Fallenlassen der Lider meine rechte Hand und zog mich ins Haus. Wir gingen über einen langen Gang und traten in ein hohes Zimmer. Maintoni drehte sich um und rief hinauf: »Rodriguez!« Eine alte Frau saß an einem Fenster und murmelte vor sich hin. Maintoni küßte ihr die Hand und ging hinaus.

Rodriguez goß eine Flut Freundschaftsversicherungen aus. Sein Körper war schlank und von wunderbarem Zusammenspiel der Gelenke. Das Gesicht wirkte in der Nähe kantig gegen die Harmonie des Wuchses. Die Nase schien ein wenig zu lang.

Die Alte fing an lauter zu reden. Ihre Stimme hatte eine knarrende Biegungslosigkeit. Einige Bilder und Miniaturen standen auf einem Tisch vor ihr. Rodriguez wartete, bis ich sie begrüßt hatte. Sie dankte, sprach aber weiter. Dann sagte er mir, es sei die Mutter Pelayos. Sie lebte nur noch in ihren ersten dreißig Jahren. Die Umgebung kannte sie nicht mehr. Eine dichte Luftschicht, von Erinnerungen gesättigt, umgab sie wie körperlich und schloß hermetisch alle Berührungen mit der Welt ab.

Doch küßte Joaquin Pelayo ihr ebenfalls ehrfurchtsvoll die Hand, als er eintrat. Maintoni brachte mir zu trinken. Während dem Essen legte der Hausherr plötzlich die Hand auf den Arm seiner Tochter. Er trug einen Ring mit einem riesigen Solitaire. Ohne daß Sonne ihn traf, blendete er. Ich sah sofort, daß er echt war. Pelayo sagte zu Rodriguez, als Maintoni hinausgegangen war:

»Sennor, Sie werden unserem Freunde Ihr Zimmer abtreten! Sie werden unten schlafen bis zur Hochzeit.« Ich wollte Einwendungen machen. Aber man schlug mich mit Freundlichkeit nieder. Pelayo zog sich zuerst zurück. Rodriguez erzählte mir gleich, daß er in vierzehn Tagen heiraten werde. Maintoni sei dann gerade siebzehn Jahre alt.

Er hob den Arm und bog ihn über dem Kopf zusammen, daß das Gelenk knackte, und der bronzene Hauch seiner Haut pulsierte dunkeler. Er dehnte sich weit zurück, schlug rasch auf seine Schenkel, daß es wie Gewehrfeuer klang und an der Wand sich brach, und sprang, sich duckend, auf. Dann erst konnte er wieder reden, so nahm ihn die Freude mit.

Maintoni führte mich zu meinem Zimmer. Als wir die Treppe hinaufstiegen, öffnete sich neben dem Geländer eine Tür. Ihr Vater trat heraus. Eine eigentümlich süße und berauschende Luft quoll heraus. Pelayo schloß rasch wieder. Ich fühlte, daß mein Kopf benommen ward. Ich wankte ein wenig und wollte Maintoni fragen. Aber sie ging so ruhig vor mir, daß ich es ließ.

Die Nachmittagsstunden legten eine flimmernde Hitze auf die Landschaft. Die Nerven lösten sich und der Blick ward matt. Von meinem Zimmer aus hatte ich weiten Blick und staunte über die Seltsamkeit der Gegend, die mit einer Welle von Grün und übertriebener Fruchtbarkeit noch gegen das Haus prallte und sich hinunter nach Valenzia zu in eine trostlose Sandebene verlor, aus der, zäh und kantig, der Engpaß zum Schloß von Hospitalitet hinaufwuchs.

Am nächsten Tag verabschiedete sich Joaquin Pelayo von mir. Er ließ Maintoni allein mit uns beiden. Wir richteten uns ein, wie es ging. Morgens liefen wir zwei Stunden südlich, wo der Postdampfer anlegte und fragten, ob etwas für mich nachgekommen sei. Der Vorgang schien ihnen fremd und eigenartig zu sein. Rodriguez tat, als sei es ein Ding von Wichtigkeit, das seine Entschlossenheit bis zum letzten Zug in Anspruch nehme. Allmählich hatte er sich so in die Rolle hineingelebt, daß er meinte, seine Anwesenheit sei nötige Bedingung dafür, daß der Matrose, der die Post ausschiffte, mir den Brief aus dem Kahn herüberwarf und mit affenhaften Verrenkungen eine Kupfermünze dafür fing. Manchmal forderte er mich mit einer kleinen Gebärde von Ungeduld auf, mitzukommen. Als ich

ihn einmal allein gehen ließ, reichte er mir schweigend die Hand, als hätte ich ihm das Wertvollste anvertraut. Maintoni hatte eine stumme Verwunderung dafür. Sie strich mit ihrer ganz hellen Hand über den Brief hin, beschaute ihn von allen Seiten und blieb mit einem märchenhaften Ausdruck des Verlangens an den vielen bunten Marken hängen.

»Hätten Sie sie gerne?« fragte ich lächelnd. Ich löste sie und reichte sie ihr hin. Da ging ein namenloses Staunen in ihren Augen auf. Sie öffnete halb den Mund. Zwischen den sanften Bogen ihrer Lippen traten die Zähne, die weiß und außerordentlich schön gesetzt waren. Dann senkte sie rasch den Blick, bewegte den Arm einige Male wie streichelnd über den Gürtel, wandte sich langsam um und lief sehr schnell davon. Ich sah zu Rodriguez hin. Er umarmte mich:

»Hombre, si: Sennor! Sie sind ein guter Mensch«, rief er enthusiastisch. Abends fuhren wir aufs Meer hinaus. Die leichte Brise löste die heiße Stille des Tages zu einer bewegten Kühle, die einen Schauer von Ruhe und dämmerndem Glücksgefühl entfachte. Ich lehnte mich zurück in dem Boot, dessen geschweifte Flanken in eine Spitze aufstiegen, die über meinem Kopfe stand. Maintonis Blick lag wie eine stille Sonne auf Rodriguez, dessen braune Rückenmuskeln im Takt des Ruderns fächerhaft zusammenschnellten und wieder unter der Haut verliefen.

Wenn die Sonne verschwunden war und die Berge um das Castel de Balaguer wie mit violetter Tinte auf den silbrigen Himmel gemalt schienen, sang Maintoni eine Romanze, deren Rhythmus immer steil aufwärts und tief herab ging. Einmal erzählte Rodriguez von seinem Vater, der vor fünf Jahren in Asturien auf einer Bärenjagd verunglückt war. Das Tier hatte ihm den Kopf abgerissen. Das Messer des Freundes schon im Herz, hatte es ihn mit einer der letzten Konvulsionen in eine Schlucht hinuntergeworfen. Man mußte den Leichnam ohne Kopf begraben. Rodriguez schien bang:

»Glauben Sie, Sennor, daß mein Vater trotzdem . . .«

Ich nickte ihm bestätigend zu. Er war rührend. Er hatte die Hand fest gegen sein Knie gepreßt und sah vor sich hin. Dann sagte er vorsichtig:

»Trotzdem das Amulett an seinem Hals geblieben war und mit dem Kopf verschwunden ist . . .?«

Ich sagte ihm, daß es genüge, wenn das Kreuz die Brust berührt habe...

Oft trug der Wind den Duft der Linden herüber und verteilte ihn dünn und zärtlich über das Wasser. Ein paar hundert Meter vom Strand lag eine breite Klippe. Dort war, wenn die Flut nicht ging, die kühlste Stelle der ganzen Gegend.

Nachts schlug das Meer gegen den Strand.

Joaquin Pelayo kam noch stolzer als früher. Es war am heißesten Mittag. Maintoni brachte eisgekühltes Pomeranzenwasser mit Zuckerbrot und später Schokolade. Mein Gepäck war nachgekommen und ich zeigte ihm ein paar Aufnahmen Antoines aus den letzten Monaten. Ich erzählte ihm auch von dem Eindruck des Zettels auf den Besitzer der Venta, wo ich die Nacht verbracht hatte auf der Suche nach ihm. Er lächelte leicht:

»Lassen Sie aber keine Geldstücke bei mir liegen!«

Ich lachte: »Da müßte der Diamant an Ihrem Finger nicht unter Brüdern Zwanzigtausend Francs wert sein . . .«

Es war, als hätte ich mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Alle wurden still. Rodriguez strich sich übers Haar und Maintoni sah scheu zu ihrem Vater.

Ich sprach nicht weiter. Die Stimmung dieser Lähmung lief an uns ab, wir rauchten, und als es kühler wurde, sahen wir eine Frau von Balaguer heraufkommen. Vor den zwei Meilensteinen kniete sie nieder. Wir saßen auf der Galerie des ersten Stocks. Beim Näherkommen ging sie langsamer. Sie blieb lange unten bei der alten Frau, die immer mit sich sprach. Dann trat sie bescheiden heraus. Die Demut ihrer Haltung stand in sonderbarem Widerspruch mit dem heroischen Risse des Gesichts. Nur die Augen linderten die Stärke der Linien und die Bronzeglut der Haut. Sie waren weit aufgebogen und leuchteten in hellem Glauben. Sie trug die Tracht der Nonnen von Hospitalitet.

»Sor Gracia, meine Schwester«, sagte Pelayo.

Ein kräftiger Wind ließ das Meer opalisieren. Die Linie der Küste zischte wie in versteckter Wut. Draußen an der Klippe sprang manchmal eine gepeitschte Welle springbrunnenhaft und heftig in die Höhe. Der Himmel nahm eine tiefrote Glut mit blauen Rändern an.

Sor Gracia sprach in kindlichem Tonfall vom Kloster, und wie

sie sich freue am jüngsten Tage eine kleine Harfe zu spielen. Sor Blanca und Sor Uraca würden auf Violen geigen. In den halbdunkelen schlaflosen Nächten der gemeinsamen Zelle sprächen sie oft davon.

Am nächsten Tage kam der betäubende Duft wieder heftig aus dem Zimmer im Erdgeschoß. Zu mancher Zeit schien es mir, als ginge ein Ton durch das Haus wie von splitterndem Glas.

Den Tag darauf legte sich der Wind ganz. In den Zimmern ward alle Stunde gesprengt. Die Hitze war zehrend geworden. Als ich hinunterschaute zum Strand über die kleine Bucht, wo die bewimpelten Piroguen Joaquin Pelayos lagen, hinweg, sah ich auf der Klippe ein kleines gelbes Tuch, das schlaff an einer Stange herabfiel. Wir schliefen den vollen Mittag. —

Die Fahne wehte am Abend. Sie wehte am folgenden Morgen. Sie wehte wieder am Abend. Ein schwacher Wind spielte lüstern mit ihr. Er legte sich in die Falten, drehte sich darin und ließ das Tuch herabfallen. Dann blies er es von neuem hoch.

Mit der Dunkelheit zündeten wir Laternen an. Wir gingen am Strand entlang. Dann bogen wir nach einer halben Stunde links ab. Maintonis Haare glänzten kupfern. Wir trugen kurzgestielte Netze mit feinen Maschen. In kleinen Abständen blieben wir stehen und hielten mit kurzem Ruck die Laternen dicht über das Wasser. So schritten wir den kleinen Fluß entlang ins Land hinein. Allmählich gewöhnten sich meine Augen daran, das zuckende Heranschleichen der Aale zu beobachten. Maintoni half mir, zeigte mir, wie ich das Netz halten, wie ich zustoßen müsse. Doch ich fing keine.

Rodriguez hatte drei. Aber Maintoni sieben.

Es wurde hell, als wir nach Hause kamen. Maintoni hatte die gleiche Ruhe wie stets. Sie hatte kein Brennen im Blick, keine Röte auf der Haut. Ich schlief den ganzen Tag. Als ich aufwachte, hörte ich, noch schlaftrunken, Stimmen. Eine kurze, spitzige, die herüberschoß, eine breite, starke, die ihr entgegenkam. Dann ein ärgerlicher Ausruf — — ein Wagen, der anzog — — noch ein paar Stimmen. Ich lief zur Galerie. Ich bog mich weit über die Holzstäbe . . .

Ich taumelte, ich riß mich hoch. Das Holz knirschte. Ich fühlte, daß mein Atem pfiff. Ich sah es . . . es war dasselbe Gesicht des, der lächelnd Perdicans Wechsel in die Westentasche steckte . . . es waren

dieselben Züge, es war derselbe, den ich zwei Tage vor dem Tod der Frau von Montbellaire mit entstelltem Gesicht, die Augen grün-untergraben, mit schlappen Linien, die nach dem Mund herunterfielen, aus ihrer Loge stürzen sah.

In dem Wagen saßen noch Frauen, auch einige Männer.

Ohne Gefühl nahm ich, als ich hinausschaute, in mich auf: Die Fahne wehte nicht mehr.

Ich lief zu Joaquin Pelayo. Ich fand ihn nicht. Da drang ich in das Zimmer im Erdgeschoß. Ich hatte nicht geklopft. Ich stieß die Türe auf. Ganz weit. Aber der Duft schlug mir süßlich ins Gesicht und nahm mir den Atem. Ich sah kurz ein Blitzen von dem Tisch her. Pelayo hatte mich hinausgezogen. Er war höflich, schien aber verletzt. Er begriff meine Erregung nicht. — — Was sie gewollt hätten?

Das Haus mieten oder so etwas . . .

Es schien ihn gar nicht zu interessieren.

In diesem Augenblick rief draußen einer der Knechte. Pelayo sprang hinaus. Ich folgte. Der Knecht deutete erregt nach der See. Auf der Treppe raste etwas herunter . . . an uns vorbei. Wir stürzten nach. Maintonis Kahn schaukelte leer draußen. Die Flut kam, die die Klippe überschwemmte. Wellen mit breitem dunklen Rücken wälzten sich wie Tiere auf sie. Dann knatterte es und weiße Schaumstreifen bedeckten sie fast ganz. An einem Vorsprung hielt sich Maintoni mit gekreuzten Armen.

Rodriguez hielt vor den Booten. Seine Brust drängte sich heraus. Er bog die Hände vor die Lippen. Die Wangen spannten sich nach innen und aus dem qualvoll aufgerissenen Kreis des Mundes flog seine Stimme wie ein Schuß.

»Ay!« rief er.

»Ay! Maintoni — —«

Rodriguez ruderte. Wahnsinnig ruderte Rodriguez. Ich hielt das Steuer, sah sein Gesicht. Wie lächerlich die rot weiße Lakierung der Ruderstangen wirkte. Zweimal sahen wir Wellen über die Klippe gehn. Maintoni hatte den Vorsprung umklammert und sich auf den Bauch geworfen. Der Atem stand uns zweimal in der Kehle. Wir atmeten nicht. Wir wagten es nicht, zu atmen. Nein. Wir konnten nicht. Dann hob Pelayo sie in die Pirogue.

Sie hatte das Boot nicht fest genug gemacht. Die Flut trieb es weg, während sie die Fahne einstrich.

Wir redeten nicht mehr viel diesen Abend. Am Morgen sehr früh weckte mich Pelayo und fragte, ob ich ihn begleiten wolle.

»Es wird zwei Tage dauern«, sagte er. Ich war dabei. Wir gingen Stunden. Wir schliefen den Mittag unter ein paar Pinonenfichten. Es wurde dämmerig. Wir kamen in ein Tal, das sich zwischen rauhe Bergwände einnistete. Ein abschüssiger Pfad führte zum Meer.

Ich hatte Joaquin Pelayo gefragt, was die Fahne auf der Klippe bedeute. Ich hatte ihn gefragt, woher er Antoine kenne. Dann hatte ich gefragt, was das Geheimnis des Zimmers sei, aus dem der Duft ströme, und auf dessen Tisch ich das Blitzen sah.

Joaquin Pelayo sagte mir, daß er Baske sei. Antoines Mutter sei aus dem altem Königsgeschlecht und in einem Zweige mit ihm verwandt.

Ich erinnerte mich an Antoines Mutter nicht mehr. Sie mußte schon lange tot sein. »Bei Antoines Geburt«, sagte Pelayo. »Dieser Familienstamm ist älter als der ganze europäische Adel. Antoine und ich entdeckten unsere Verwandschaft, als er kam, einen Diamanten bei mir schleifen zu lassen.« Das sei auch das Geheimnis des Zimmers: Sein Laboratorium. —

»Die Fahne ist eine alte Sitte der Kontrebandisten. Es ist gefährlich Sennor, wenn man weiß, daß Diamanten bei mir ausgeladen werden. Ich habe den Schmuck der Herzogin von Guise und das Diadem der Fürstin Rubinowitsch geschliffen. Sie sehen, welche Werte ich manchmal im Hause habe. Die Fahne bedeutet je nach der Farbe, daß ich am so und sovielten Tage hierherkomme. Das Schiff fährt an der Küste vorbei und man läd hier aus.« Pelayo schaute angestrengt durch das Dunkel zum Meer hinunter. Dann meinte er lächelnd: »Sie werden erstaunt sein, Sennor, . . . ein unbekannter Mann . . . hier in der Einöde . . . schleift den berühmtesten Schmuck. — — Ich habe in Sevilla von einem Mauren, der mich liebte, ein System erhalten. — — — Maintoni soll glücklich werden«, fügte er ohne Zusammenhang hinzu.

Er zeigte mir eine Holzhütte mit Stroh. Der dünne Ton einer Pfeife — — — Pelayo verschwand. Ich aber konnte nicht schlafen. Ich ging das Tal hinauf. Mohn wuchs im Gras. Wilde Lilien standen

überall. Durch einen kleinen Wald mit Eichen schritt ich hindurch. Eine Trappe rauschte an mir vorbei. Leicht feucht war die Luft. Tau hing im Gras. Ich aber konnte nicht schlafen.

Ich warf mich auf den Rücken und sah, wie die Sterne über das Meer hinauswuchsen und mich traurig machten.

Pelayo schlief in der Hütte. Wir schenkten einem bettelnden Gendarmen Brot unterwegs. Maintoni weinte, als wir heim kamen. Sie hatte uns nicht erwartet.

Maintoni weinte oft, wenn sie glaubte, daß es niemand sah. Maintoni hatte goldene, glänzende Zöpfe, die wie Seile herabfielen und deren bebänderte Enden sie im Gürtel trug. Ihre Brauen waren halb blau und halb schwarz und waren lang und so fein wie der Schatten einer Feder.

Es war so heiß, daß die Fenster im ganzen Haus ausgehängt wurden, die Türen wurden geöffnet. Die Diener wehten mit Palmblättern Wind, wenn wir speisten.

Es war Mittag. Rodriguez kam zu mir. Er setzte sich auf die Binsenmatte. Dann stand er wieder auf. Dann stützte er sich gegen das silberne Kohlenbecken. Er sagte: »Sennor, Maintoni ist traurig.« Ich tröstete ihn. Ich sagte ihm: »Es wird die Hochzeit sein, Rodriguez.« Doch er schüttelte den Kopf.

Ich fragte Maintoni. Maintoni sagte: »Ich bin nicht traurig. Ich freue mich Sennor.« Aber Maintoni hatte rote Augen.

Da sagte ich: »Maintoni! Rodriguez leidet sehr.« —

Maintoni bekam große blendende Augen! »Sennor, Rodriguez liebt mich. Ich liebe ihn auch. Rodriguez hat mir das Leben gerettet. Sennor, was habe ich, um es ihm wiederzugeben? Nichts, Sennor.« ...

Am Tage vor der Hochzeit kam Sor Gracia. Sie setzte sich lang zu der Alten, die immer sprach. Der Saal war weiß gestrichen. Oben lief eine Borte von gemalten Heiligen. Aus der Achsel eines jeden wuchs ein Arm aus Messing. In der Hand hielt jeder eine Kerze. Sor Gracia zündete alle Kerzen an. Es mochten hundert sein.

Sie sprach noch, daß sie am jüngsten Tage eine kleine Harfe spielen werde. Sor Blanca und Sor Uraca würden auf Violen geigen. In den halbdunklen schlaflosen Nächten der gemeinsamen Zelle sprächen sie oft davon.

Viele Leute kamen. Frauen in grünen und gelben Miedern. Frauen in Schuhen ohne Absätze, in Schuhen aus Seide, in Schuhen aus Seide mit Gold, mit Silber, mit Muscheln, mit vielen weißen Perlen bestickt. Sie tanzten Fandango. Sie tanzten den Bolero. Maintoni tanzte. Rodriguez tanzte. Alle anderen sahen zu. Castagnetten trommelten. Tamburine und Flöten klangen. Die Männer schnalzten mit den Fingern. Andere schlugen in die Hände. Eine Sackpfeife spielte mit hohem, eintönigem, melancholischem Klang. Maintoni trat allein vor. Sie neigte sich vor Rodriguez. Er folgte. Die Glieder spannten sich in einen heißeren Rhythmus. Sie wuchsen, umkreisten sich. Sie wölbten die Brust. Der Rücken bog sich, die Hände wurden heiß. Dann hielten sie in einer plastischen Pose, lösten sich und gingen allein in das Dunkel. Sie kehrten bald zurück.

Die Gäste gingen.

Ich stieg hinauf, um zu schlafen.

Es war spät in der Nacht.

Ich wachte auf. Ein wahnsinniger Schrei gellte, pfiff, peitschte sich durch das Haus. Ich stürzte die Treppe hinab. Unten glitt ich aus. Etwas Dunkeles fiel auf meine Augen und drückte. Als ich erwachte, lag ich schräg auf der Treppe. Langsam stand ich auf und ging hinaus.

Links lag ein Mann. Ein kastilisches Messer stak in seinem Hals. Nur Leute, denen der Tod in die Gurgel fährt, können so schreien. Blut sah ich keines. Es war Rodriguez.

Es war halbdunkel. Vor meinen Augen kreisten rote Räder. Flimmernde Punkte sprangen hin und her.

Maintoni und Joaquin Pelayo standen dicht nebeneinander. Ich ging hin. Da lag noch ein Mann. Alles drehte sich vor mir. Aber ich wunderte mich nicht mehr. — — — Es war dasselbe Gesicht des, der lächelte, als er Graf Perdicans Wechsel in die Tasche schob . . . dasselbe, das grünunterlaufen war, wie ich es vor Frau von Montbellaires Loge sah.

Die Lippen waren dunkel. Ein schmaler Streif Schaum hing aus dem Mund. Im Gesicht waren blaue Flecken. Der Hals war angeschwollen und am Gurgelknopf rot wie rohes Fleisch.

Er war eingebrochen. Die Diamanten hatten gereizt. Rodriguez

war dazugekommen. Das Messer . . . der Schrei . . . Pelayos Faust hatte ihm den Kehlkopf zerdrückt — — — Ich sah alles.

Maintoni weinte nicht.

Das Meer lag wie eine große Perle da.

Der Kopf des Fremden stand schräg über die Schulter in die Höhe. Der Hals wölbte sich heraus. Es konnte nicht mehr lange dauern.

Die Augen sahen nun aus, als hätten sie den Star. Die Pupillen wurden grau. Sie wurden breiter und brannten mit einem verschleierten Feuer. Die Nägel hatte er in die Handflächen eingeschlagen. Die Arme lagen still neben ihm. Alles Leben stand nur noch im Krampf der Pupillen.

Dann brach der Blick. Ein Zucken lief vom Hals über die Brust und spielte mit schwachen Erschütterungen über den Bauch.

Da tat Maintoni dies, das größer war und furchtbarer, wie alles, was Rodriguez gab, als er sie von der Klippe rettete . . . Maintoni tat es: Sie trat dem Sterbenden mit dem Fuß breit ins Gesicht, sein Kopf rollte schwerfällig zurück.

Und Maintoni lief hinunter zum Strand. Sie warf sich vor dem Meer auf die Knie und indem sie in den ungeheuren Glanz der kommenden Sonne viele Male hineinrief: »O Santa Maria . . . . Santa Maria de la Mar . . . .«, schlug sie die Hände vor das Gesicht, weinte laut und schrie.

Kasimir Edschmid.

ZUR REHABILITIERUNG DER TUGEND

I.

DAS Wort Tugend ist durch die pathetischen und rührseligen Apostrophen, welche die Bürger des 18. Jahrhunderts als Dichter, Philosophen und Prediger an sie richteten, so mißliebig geworden, daß wir uns eines Lächelns kaum erwehren können, wenn wir es hören oder lesen. Es genügt diesem Zeitalter der Arbeit und des Erfolges von »Tüchtigkeit« zu reden. Dazu sind die Tugenden unserer Zeit so ausgesprochen häßlich, vom Menschen so losgelöst, so zur Regel der selbständigen lebendigen Ungeheuer geworden, die wir das »Geschäft« oder die »Unternehmung« nennen, daß die Menschen von Geschmack die Tugend höchstens wortlos pflegten, eifrig darauf bedacht, solches wenigstens nicht in Erscheinung treten zu lassen. Falsches Pathos, mit dem eine Sache angebiedert wird, läßt sie auf die Dauer nicht unbeschmutzt. Warum sollte die Tugend hiervon eine Ausnahme machen? Und doch war diese alte, keifende, zahnlose Jungfer zu andern Zeiten, zum Beispiel in der Blüte des Mittelalters und bei den Hellenen und Römern vor der Kaiserzeit, ein höchst anmutiges, anlockendes und charmevolles Wesen. Während man heute bei dem Worte an eine peinliche Kraftanstrengung im Verhalten von irgend Etwas denkt, was nicht für andere Leute ist, sprach man in jenen Zeiten gern vom »Glanze« der Tugend, vom »Schmucke« den sie gewähre, und verglich sie mit den köstlichsten Edelsteinen. Das Symbol des Heiligenscheines läßt sie aus der Tiefe der Person selbsttätig herausstrahlen und bringt die Idee, daß die Güte und Schönheit der Tugend nicht im Handeln für andere, sondern in dem hochgearteten Sein der Seele selbst, und für die andern höchstens beiläufig als Beispiel ihren Wert habe und beruhe, zur Sichtbarkeit. Als Beispiel, das sie sich »nehmen« können, nicht als eines, das »man gibt«. Die Tugend ist uns vor allem darum so unleidlich

geworden, weil wir sie nicht mehr als ein dauernd lebendiges, glückseliges Könnens- und Machtbewußtsein zum Tun eines in sich selbst und gleichzeitig für unsere Individualität allein Rechten und Guten verstehen, als ein Machtbewußtsein, das frei aus unserm Sein selbst hervorquillt, sondern bloß als eine dunkle unerlebbare Disposition und Anlage, nach irgendwelchen vorgeschriebenen Regeln zu handeln. Und sie ist so reizlos geworden, weil nicht nur ihre Erwerbung, sondern auch sie selbst uns als das Schwere gilt, während doch nur der Mangel an Tugend oder das Laster das Gute schwer und schweißig macht, ihr Besitz aber auch jeglicher guten Handlung die frei herausflatternde Erscheinung eines lieblichen Vogels verleiht, sie ist es geworden, weil wir sie durch ein fortgesetztes Tun unserer Pflicht für angewöhnbar halten, während sie doch das äußerste Gegenteil aller Gewohnheit ist und erst das Maß ihres, ihr innewendigen Adels es ist, was überhaupt »verpflichten« kann und was die Höhe und Qualität und die Fülle unserer möglichen Pflichten von sich aus bestimmt. Heute redet man von der Tugend so, als hätte sie für den Tugendhaften selbst gar keine Bedeutung, und bestehe nur für die Menge der andern, die mit diesem Wortbegriff einen schnellen, abkürzenden Rechnungsüberschlag machen, wie sich wohl derjenige, dem sie sie zubilligen oder bestreiten, gegen sie aller Wahrscheinlichkeit nach benehmen werde. Die noch nicht häßliche Tugend war im Unterschiede von Tüchtigkeiten und Fertigkeiten, die immer Tüchtigkeiten und Fertigkeiten »zu Etwas« einer schon definierten Leistung sind, eine Qualität der Person selbst — nicht da »für« Handlungen und Werke, noch gar für die Nutznießung anderer, sondern ein freier Schmuck ihres Trägers, etwas wie die Feder auf dem Hut, und völlig unaufwiegbar durch alle jene Willensakte und Handlungen, die sich mit innerer Notwendigkeit aus ihr entluden, in denen sie überfloß. Mochte man auch annehmen, daß vor das, was man tun müsse, damit mit jedem Schritte leichter und schneller dieses machtvolle Licht im Innern aufleuchte, die »Götter den Schweiß gesetzt hätten«, so war doch nicht etwa sie es, was »gewollt« und »erworben« sein sollte, sie selbst galt vielmehr als das nicht erstrebte »surplus«, als das freie Geschenk der Gnade, für dessen feierlichen Empfang alle Bemühungen und Anstrengungen nur die notwendige Bereit-

schaft zur Aufnahme erzeugen sollten. Vor jenen, die ihr außer Atem nachlaufen, verbirgt sich die Tugend noch schnellfüßiger und geschmeidiger als ihre gemeinere Schwester, das Glück. Wenn die Griechen die Tugend so reizvoll fanden, daß sie in Worten wie: *εἶ ζῆν*, *εὐγενής*, *καλλογαθία* usw. sie so eng mit der unverantwortlichen Schönheit in eins spannten, so lag dies daran, daß sie die Tugend nicht, wie die Philosophen des modernen Bürgertums z. B. Kant, zu einer bloßen Wirkung pflichtmäßigen Wollens oder der Disposition für solches Wollen herabsetzten, als könne dieses den Menschen je mit Tugend adeln. Es war für sie umgekehrt noch kein leeres Wort, daß es der innnewendige Adel der Tugend sei, der allererst verpflichte. Sie ist es, die das Maß für die Fülle und Verantwortlichkeit für Handlungen bestimmt, aber für ihren Besitz oder Nichtbesitz trug Niemand Verantwortung. Ihre innere Fülle drängte nach immer weiterer Ausdehnung der Verantwortung, so daß derjenige, der sie in heiligmäßiger Steigerung besaß, sich für alles, was überhaupt in der Welt geschah, mitverantwortlich fühlte. Und als ein spezifischer Mangel an Tugend galt es, die Verantwortlichkeit möglichst abzustoßen, nur auf das eigene Tun und in ihm wieder auf einen möglichst engen Kreis dessen, was man »nicht als befohlen nachweisen kann«, zu begrenzen. Das aber besagt nicht, daß sie gleich einer Naturanlage als angeboren angesehen wurde, wie sie die bloßen Reaktionäre aller Zeiten bezeichneten, denen Sokrates widersprach. Jene Anlagen sind nur solche zu gewissen Tüchtigkeiten, sind familienhaft, stammhaft, volklich: Tugend hingegen als ein lebendiges Machtbewußtsein zum Guten ganz persönlich und individuell. Diese erlebte Macht selbst galt als besser als dasjenige, »wozu« sie Macht war und als dynamisch größer als die Summe der Anstrengungen zum Tun jedes einzelnen Guten. Mit dem Tugendwachstum werden jene Anstrengungen geringer und verlieren eben damit die Häßlichkeit, die in jeder Anstrengung liegt. Das Gute wird schön, indem es leicht wird. Das sogenannte Sittengesetz und die Pflicht sind hingegen nur unpersönliche Surrogate für mangelnde Tugenden. Pflichten sind übertragbar, Tugenden sind es nicht. Darum müssen wir uns die Güte Gottes als völlig anomisch vorstellen und alles seinem absolut unbeirrbaren sittlichen Takte überlassen denken, der ohne Regel nur von Fall zu Fall urteilt.

Es wird Zeit, daß wir aufhören nur die Opponenten jener faden Bürger des 18. Jahrhunderts zu sein und darum die Tugend lächerlich zu machen. Wer verfolgt, der folgt. Es ist schließlich eine innerbourgeoise Angelegenheit, daß der eine Teil der Bourgeois die Tugend zu einem alten Weibe machte um sie dann anzuhimmeln, und daß der andere Teil einen besseren Geschmack zeigte. Was kümmern uns die Bourgeois und ihre sonderbaren Meinungen, mit denen sie zeitweilig den Gang der Weltgeschichte unterbrachen? Suchen wir auch für die Tugend wieder den welthistorischen Horizont.

II.

Von den neuen Haltungen des Gemüts, welche die Erscheinung Christi hervorgebracht und mit dem Glanze göttlicher Glorie umkleidet hat, ist die Demut diejenige, die — recht gesehen und verstanden — sowohl gegenüber der antiken als der modern-bürgerlichen Tugendhaltung die tiefste Paradoxie und die stärkste Antithese verkörpert. Die Demut ist die zarteste, die verborgenste und die schönste der christlichen Tugenden.

Die Demut ‹humilitas› ist ein stetiges inneres Pulsen von geistiger Dienstbereitschaft im Kerne unserer Existenz, von Dienstbereitschaft gegen alle Dinge, die guten und die bösen, die schönen und häßlichen, die lebendigen und toten. Sie ist die innere seelische Nachzeichnung der einen großen Bewegung des Christlich-Göttlichen, in der es sich freiwillig seiner Hoheit und Majestät begibt, zum Menschen kommt, um Jedermanns und aller Kreatur Knecht zu werden. Indem wir diese Bewegung mitvollziehen und all unser Selbst, all seinen möglichen Wert und seine Achtbarkeit und Würdigkeit, die der Stolze umklammert, loslassend, uns selbst wahrhaft verlieren, uns »dahingeben« — angstlos, was hierbei mit uns geschehe — aber dunkel vertrauend, es könne der Mitvollzug jener göttlichen Bewegung als einer »göttlichen« auch uns nur zum Heile dienen, — sind wir »demütig«. Auf das echte »Loslassen« unseres Selbst und seines Wertes, auf das Wagnis, sich ernstlich in die furchterliche Leere hinauszuschwingen, die jenseits aller Ichbezüglichkeiten, der bewußten und halbbewußten gähnt, eben darauf kommt es an. Wagt es, euch dankbar darüber zu verwundern, daß ihr nicht nicht seid! Wagt es, zu ver-

zichten auf alle eure inneren vermeintlichen »Rechte«, auf eure »Würdigkeiten« auf eure »Verdienste«, auf die Achtung aller Menschen, — am meisten aber auf eure »Selbstachtung«, auf jeglichen Anspruch, irgendeiner Art von Glück würdig zu sein und es anders als nur geschenkt aufzufassen: So erst seid ihr demütig!

Die äußerste Antithese enthält die »Demut« gegen die vernunft- und sittenstolze Haltung des römischen Stoikers, gegen die Methode, so zu handeln, daß man seine Selbstachtung, daß man die Souveränität und Würdigkeit seines Selbst nicht »verliere«. Darum auch gegen die Moralisten des 18. Jahrhunderts, die nicht ohne feines Kongenialitäts- oder Konkommunitätsgefühls die Lebensgeste der spätrömischen Bourgeoisphilosophie wieder aufnahmen — insbesondere gegen Kants »Autonomie der Pflicht«. »Wir wollen, mein lieber Lucilius, dem Glücke selbst die Würdigkeit vorziehen es zu besitzen« schreibt Cicero. Dieser Satz ist nach christlichem Gefühl nicht halbrichtig, nicht falsch — er ist teuflisch. Jedes Glück, das niedrigste, die kleinste Lust, die deine Nerven berührt, wie die tiefste Seligkeit, die sich in dir ausbreitend dich und alle Dinge in das Licht Gottes führt, nimm dankbar an und bilde dir nie ein, auch nur den kleinsten Teil zu »verdienen«, lautet das Gebot der Demut. Gibt es reinere Liebe, als dem andern die Seligkeit des Liebens, je selbst den Dingen, die uns auch nur zufällig zupaß kommen, den Schein einer gewissen Güte zu gönnen — auch da noch, wo die Welt einen sogenanten »Anspruch der Gerechtigkeit« für den Dienst statuiert, den er uns nur aus Liebe leistet, oder den die Dinge uns zufällig versehen, wie der Stuhl, der dasteht, wenn wir uns setzen wollen, oder der Sonnenschein, wenn wir keinen Regenschirm haben? Und verdient es nicht auch noch Dank, daß die Welt einen Gerechten enthält, wenn er zufällig »gerecht« gegen uns handelt? Es ist nicht richtig, daß christliches Ethos jeglichen Stolz, jegliches Streben nach Achtung, nach Verdienst, nach Würde verdamme. Es ist natürlich, stolz zu sein auf seinen Reichtum und Besitz. Es ist natürlich, stolz zu sein auf seine Schönheit, auf die Schönheit und Wohlgeratenheit seines Weibes und seiner Kinder! Es ist natürlich, stolz zu sein auf seinen Namen und seine Herkunft! Eben diese Arten des Stolzes, welche die Stoiker verdammen, sind sinnvoll und vernünftig. Diese Güter sind irdisch genug, um den

Stolz auf sie zu vertragen. Es gibt nur einen Stolz, der teuflisch ist: Das ist der Stolz auf den eigenen moralischen als den höchsten Wert, der Sittenstolz oder das Laster des Engels, der fiel und den die Pharisäer ewig nachahmen werden. Der Stolz der ersten Art, den die Stoiker als bloß nichtige Eitelkeit asketisch verurteilen, ist selbst noch auf einer Art Liebe zu den Dingen aufgebaut, »auf« die man stolz ist. Man blickt auch noch im Stolze auf den Besitz dieser sich dehnenden Ländereien hin, auf diese zuvorkommenden Gruß- und Gunstbezeugungen der Vorübergehenden, auf diese Uniform, die man trägt als auf die Dinge, die noch, außer unserem Stolzsein auf sie, einen gewissen Eigenwert haben. Der Stolz der zweiten Art, den die Stoiker so vermessen gegen den der ersten ausspielen, er allein ist jener, der nach christlichem Gefühl den Ursprung des Teufels ausmacht. Indem er unheilbar verarmt und die Welt und uns selbst uns dunkel macht, indem er das auf sich stolze Subjekt immer neu über alle Dinge und Werte hinaufspringen macht, bis es mit seiner vollendeten »Souveränität« auf Alles — bis auf seine eben jetzt erreichte völlige Leere und Nichtigkeit — herabblickt, indem er sukzessiv uns loslößt von allen Gütern und Werten, die der erste Stolz noch in sich ruhen und bestehen läßt und das, »worauf« wir eben noch stolz waren, schon im selben Augenblick als eine »einschränkende« Bedingung für den absoluten Stolz, den Stolz auf unser nacktes und entleertes Ich, empfinden läßt, — beschreibt seine Bewegung genau die Richtung, die in das hineinführt, was die Christen mit Recht die »Hölle« nannten. Die eigentliche Hölle, das ist der Nichtbesitz der Liebe. Und diesem Vakuum von Liebe zu bewegt sich der das Ich immer enger und enger einkreisende, das Wertbewußtsein immer stärker und stärker auf den bloßen Punkt des Ich einspannende Stolz entgegen. Vor lauter Streben nach Selbstachtung und »Unabhängigkeit« wird das innere Bild, das der Stolze von sich selbst hat, dessen Inhalt er auch nur schätzt, weil Er es ist, der es hat und schätzt, zum immer trüberen Medium, das ihn schließlich dauernd vom Selbstwissen und Selbsterkennen absperrt, wird die Unabhängigkeit zu einem Durchschneiden aller Lebensfäden, die den also Stolzen mit Gott, Universum und Mensch verbinden. »So sprach der Stolz zu meinem Gedächtnis: dies kannst Du nicht getan haben, da gab das Gedächtnis

nach, also habe ich es nicht getan« ⟨Nietzsche⟩. Immer einsamer macht der Stolz, immer mehr zu dem, was Leibniz das Atom schalt: Zu einem déserteur du monde.

Gleicht dieser Sitten- und Selbststolze nicht einem Menschen, der sich in einer Einöde selbst langsam erwürgt?

Der Stolze ist selbst dazu zu stolz, um auf das Bild, das andere von ihm haben, um auf seine Figur und Rolle in der Sozietät irgend einen Wert zu legen. Er ist zu stolz um eitel zu sein. Aber die Eitelkeit ist nur lächerlich, nicht teuflisch. Sie ist lächerlich, weil der Eitle gleichzeitig sich unbewußt dem Urteil derer unterwirft, die er durch seine zur Schau getragenen Vorzüge zu übertreffen sucht. So wird der Eitle unbewußt das Opfer einer geheimen Sympathie zur Menschheit, indem er bewußt sich aus ihr hervorzuheben und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht. Das ist es, was ein frohes Lachen verdient, daß er nicht merkt, er diene, wo er zu herrschen sucht, er verfalle dem Gemeinen, wo er ungemein zu sein aspiriert. Der Eitle ist nur oberflächlich und seine Scham ist nicht groß genug, die Tendenz zu steuern, die er nach dem Genuß seines Spiegelbildes trägt. Aber die in der Eitelkeit enthaltene Sympathie — so irre sie gehen mag — gibt ihr noch den Reiz einer verlaufenen Art von Liebe. Das fehlt dem Stolz, der Tiefe hat wie alles Böse. Kommt die Scham der Tendenz des Sichzurschaustellens unter geheimer Adoption der fremden Wertmaßstäbe, die der Stolze apriori verachtet zuvor — die Scham, die gerade den empfundenen Vorzug zu verbergen trachtet, — so nennen wir dies »Bescheidenheit«. Diese Tugend ist ebenso flach wie das Laster flach ist, das sie verneint. Denn sie ist nur ein Wettlauf zwischen Eitelkeit und Scham, bei dem die Scham siegt. Sie bewegt sich ganz in der Sphäre des Sozialen und schon darum sollte man sie mit der Demut, die auf die Welt zielt, nicht verwechseln.

Der Stolze: das ist ein Mensch, der durch fortwährendes »Herabblicken« sich suggeriert, er stehe auf einem Turme. Jedes faktische Sinken seiner Person überkompensiert er mit einem Blick in eine noch tiefere Tiefe — so daß er sich steigen sehen muß, wo er tatsächlich sinkt. Er merkt nicht, daß ihn die Tiefe, die er stets neu ins Auge faßt, eben dadurch langsam in sich zieht, daß er sie stets, um sich hoch

zu dünken, anblickt. Also »fällt« langsam der Engel. Diese Haltung ist berechtigt, soweit es sich nur um besitzbare Werte und Güter, um Ämter und Würden handelt und sich die Haltung im sozialen Vergleich bewegt. Dann ist die Haltung nur Hochmut, die Demut des Seins nicht ausschließt. So waren die typischen Herren und Ritter des Frühmittelalters, so auch die größten Päpste, äußerst hochmütig und demütig zugleich. Diese Mischung ist ein besonderer Reiz des Tugendwesens jener Zeit. Nur etwas schließt die Demut aus: Den Seinsstolz, der auf die Substanz des eigenen Wertes zielt! Diese eben ist allein das Teuflische, das zur Hölle leitet. Die Demut aber ist die Tugend, die, indem sie den Demütigen tiefer und tiefer sich nieder und herabsinken läßt vor sich selbst, und durch sein Selbst hindurch vor allen Dingen, geradewegs in den Himmel hinein führt. Denn Demut ist nichts anderes als der resolute Blick auf die Linien unseres Selbst, die es zum Idealischen seines individuellen Wesens hinzusteuern scheinen, und deren Schnittpunkt im Unsichtbaren liegt — in Gott. Sie ist ein fortwährendes Sichsehen »in Gott« und »durch das Auge« Gottes, ein wahrhaftes »Wandeln unter dem Auge Gottes«. Die großen Damen der Provence, welche die Minnegerichtshöfe leiteten, stellten unter ihren Artikeln auch den Satz auf: »Das Bild des Geliebten ist immer gegenwärtig.« Man braucht sich darauf nicht zu »besinnen«, ja nicht mal sich seiner »erinnern«. Im Gegenteil: Man muß künstlich wegsehen, damit das stets Anwesende und Regsame sich ein wenig verdunkle. Ebenso aber ist für den wahrhaft Demütigen dauernd das »Bild« gegenwärtig, welches er die auf ihn abzielende Bewegung der Liebe Gottes von seiner eigenen Individualität in jedem Momente neu vorzeichnen und gleichsam vor sich hertragen fühlt. Wie könnte er anders als in jedem seiner empirischen Lebensmomente sich als ganz dunkel und klein wissen vor dem Glanze und der Größe dieses Bildes? In dem er in der Sphäre seines Bewußtseins tiefer und tiefer, im Eindringen in dies göttliche Bild, hinabsinkt und sich erniedrigt sieht, reißt ihn faktisch das schöne Bild zu Gott empor und steigt er leise in der Substanz seines Wertes empor in den Himmel.

Die Demut ist ein Modus der Liebe, die sonnenmächtig allein das starre Eis zerbricht, das der schmerzensreiche Stolz um das immer leerere Ich gürtet. Nichts Holdseligeres, als wenn die Liebe in stolzen

Herzen leise die Demut hineinzaubert und das Herz sich öffnen und dahinströmen macht! Der stolzeste Mann und die stolzeste Frau werden noch ein wenig demütig und dienstbereit an alle Dinge, wenn sie lieben. Eben als die duftigste Blüte der christlichen Liebe ist die Demut die christliche Tugend katexochen und in ihrer reinsten Prägung ist sie nur der zarte Schattenriß, den die Bewegung der heiligen, gottbezogenen Liebe auf die Seele zurückwirft. Und das ist allein diese Liebe zu Welt und Gott und den Dingen aus Gott heraus, und »die Liebe in Gott« ‹dem »Amare deum in deo« der Scholastiker›, diese schöne Selbsterniedrigung, die den angeborenen Star unseres Geistes sticht und das volle Licht aller nur möglichen Werte in uns hereinfluten macht. Der Stolze, dessen Auge auf seinem Wert wie gebannt hängt, lebt notwendig in Nacht und Finsternis. Seine Wertewelt verdunkelt sich von Minute zu Minute, denn jeder erblickte Wert ist ihm Diebstahl und Raub an seinem Selbstwert. Also wird er Teufel und Verneiner! Im Gefängnis seines Stolzes eingeschlossen, wachsen und wachsen die Wände, die ihm das Tageslicht der Welt absperren. Seht ihr das ichgierige, eifersüchtige Auge, wenn er die Brauen runzelt? Demut hingegen öffnet das Geistesauge für alle Werte der Welt. Sie erst, die davon ausgeht, daß Nichts verdient sei und Alles Geschenk und Wunder, macht Alles gewinnen. Sie macht es noch fühlbar, wie herrlich der Raum ist, in dem sich die Körper ausbreiten können, wie sie nur wünschen, ohne doch auseinander zu fallen, und wieviel wunderbarer und dankenswerter es ist, daß es Raum, Zeit, Licht und Luft, Meer und Blumen gibt, ja sogar, — wie sie immer neu froh entdeckt — Fuß und Hand und Auge als all jene Dinge, deren Wert wir nur zu fassen fähig zu sein pflegen, wenn sie selten sind und die anderen sie nicht haben! Sei demütig und sofort wirst du ein Reicher und Mächtiger werden! Indem du Nichts mehr »verdienst«, wird dir alles geschenkt! Denn die Demut ist die Tugend der Reichen, wie der Stolz jene der Armen. Aller Stolz ist Bettelstolz! Ist faktisch allüberall in der Welt eine Spur der Gnade für das Gefühl und eine Spur des Wunders für den Verstand — wie sollte der Stolze, der sich ja eben »Nichts schenken lassen will« und auch erkennend nichts rein aufnehmen, den Sinn der Welt fühlen und verstehen? Wie sollte er, der nur hereinlassen

will, was den Tribut an seinen sogenannten 12 Verstandeskategorien, — besser seinen 12 Gattungsspleens und generellen Zwangsideen — gezahlt hat, etwas Wesentliches von der Welt wissen? Ein Wesen etwas von der Welt wissen, das sich einbildet, es schreibe sein »Verstand der Natur die Gesetze vor« und es gäbe keinen anderen »Richter« über sich als es selber?

Die Demut ist jene subtile Kunst der Seele, in der sie sich noch über jenes Maß hinaus entspannt, das in einem bloßen Sichleben- und -strömenlassen liegt. Es gibt zwei Wege einer Kultur der Seele und einer Überwindung ihrer natürlichen Enge und Dumpfheit. Der eine Weg ist der Weg der Anspannung des Geistes und des Willens, der Konzentration, der selbstbewußten Entfremdung von den Dingen und von sich selbst. Aller »Rationalismus« und alle Moral der Selbstbefreiung, des Selbstrichtens, der Selbstvervollkommnung beruht auf dieser Richtung. Der andere Weg ist der Weg der Entspannung des Geistes und Willens, der Expansion und des steigenden Entzweischneidens der Fäden, die auch noch in schlaffer, untätiger Einstellung die Welt, Gott, die Menschen und übrigen Lebewesen an den eigenen Organismus und das Ich auf automatische Weise ketten — der Weg der Vermählung mit den Dingen und Gott. Wer den ersten dieser Wege geht, fürchtet den zweiten. Er mißtraut dem Sinn und Gange der Welt, dem Sinn und Gang der eigenen Seele und vertraut sich selbst und seinem Willen allein. Sein Ideal der Vollkommenheit ist, daß er sich und die Welt »in die Hand nehme«. Wer den zweiten Weg geht, fürchtet nicht weniger den ersten. Er, der mit dem Vertrauen in das Sein und die Wurzel aller Dinge, aus der sie sprießen, beginnt, empfindet es als Wahnsinn, eine fragwürdige Welt erst »einrichten« zu wollen. Sich als Teil der Welt tief empfindend und voll Patriotismus für diese Welt, kann er den Gedanken, der Teil solle erst aus dem Ganzen etwas Besseres machen als dieses Ganze — das doch auch ihn enthält — nur als eine Absurdität ansehen. Aber das heißt nicht, er sähe und fühle weniger das, was man die »Übel«, die »Schwächen«, das »Böse« und »Sinnlose« der Welt nennt. Im Gegenteil: nur der Liebende ist es, der an den Übeln und Schwächen des Geliebten wahrhaft leidet. Der andere freut sich eher an den Übeln, da sie ihm das

Gefühl geben, wie viel besser er doch selber ist, und da sie ihm »etwas zu tun« geben. Aber die Wurzel dieser Übel sucht er nicht im Sein, im Wesen und der Wurzel der Welt. Er sucht sie in seiner falschen Interessiertheit, in der Hast seiner Triebe und dem Tonus seiner fleischlichen und geistigen Muskeln, d. h. seiner welt-verarmenden »Aufmerksamkeit«. Er sucht sie zunächst in seiner, dann auch der anderen zu großen Anspannung auf das Leben. Ihm liegt daran, diese Anspannung, gleichsam den natürlichen »Stolz«, die natürliche Zentrierung der Welt und der Werte auf sein Ich, seine Organisation, auf die Organisation jeder Art und Unterart, jeder partikularen Gemeinschaft zu beseitigen, um dadurch vorzudringen zur Welt selbst und ihren Wurzeln, in denen er heimlich die Voll-kommenheit weiß. Ihm liegt daran, die Hemmungen aufzuheben, die ihm das volle und ganze Sein und Licht der Dinge verbergen. Indem er kühn sich selbst entläßt, indem er das Ankertau zerschneidet, völlig zerschneidet, das die Welt in seinem Ich ausgeworfen hat — fürchtet er nicht wie der andere, die Beute der stürmenden Wogen zu werden, sondern mit dem neuen Leben aus den Wurzeln der Dinge auch die innere Dynamik des Meeres noch zu sein und un-verwundet sie mit zu leben, der er sich überläßt. Dieser Weg, sich im vollen Verlieren seiner selbst neu »in Gott zu gewinnen« — das ist im Sittlichen die Demut und im Intellektuellen die reine Intuition. Solche Entspannung ist äußerstes Wagnis und ist: gleichsam zum Sein der Seele selbst gewordene Bewegung der Kühnheit. Es ist jener radikale Verzicht auf die eigene Kraft und den eigenen Wert, jenes reine »sich Gott empfehlen« und »unter die Flügel der Henne Christi stellen« ⟨Luther⟩, das neuerdings William James so vorzüg-lich beschrieben hat. Im Abschnitt seines Buches: »Über die religiöse Erfahrung und ihre Mannigfaltigkeit«, das er »Bekehrung« betitelt, macht er auf die zwei religiösen Typen der Bekehrung, den »willens-mäßigen« und den Typus der »Selbsthingabe«, aufmerksam. Er zeigt an einer Fülle von Beispielen, eine wieviel größere Bedeutung der letzte Typus vor dem ersteren hat. Schon bei ganz elementaren Zielen, wie dem Besinnen auf einen Namen, pflegt nicht die An-strengung, sondern die Entspannung das Gewünschte herbeizuführen. Man sagt sich: »Gib die Anstrengung völlig auf und denke an etwas

anderes.« Eben dann kommt das Gewünschte von selbst. Im Großen gehören die Fälle, da alles Ringen, alles Fassen von »guten Vorsätzen«, mit denen, wie das Sprichwort so tiefsinnig sagt, »der Weg zur Hölle gepflastert ist«, hintangesetzt und Alles einer langsam im Innern anwachsenden Macht anempfohlen wird, die spielend von selbst das gibt, was wir vorher so eifrig suchten, demselben Typus an. Frank Bullen, dessen Selbstbiographie »Auf See mit Christus« James zitiert, sprang während eines starken Sturmes bei Einholung des Außenklüver rittlings über die Spiere, um ihn zu befestigen. Plötzlich wich die Spiere. »Das Segel entwich meinen Fingern und ich fiel hinten über, hing mit dem Kopf nach unten über dem kochenden Getöse des weißen Schaumes an einem Fuß unter dem Bug des Schiffes, aber ich empfand nur hohes Entzücken in meiner Gewißheit des ewigen Lebens. Ich habe wohl nur 5 Sekunden da gehangen, aber in der Zeit habe ich ein ganzes Lebensalter von Wonnen durchlebt. Wie ich das Segel befestigte, weiß ich nicht.« Dieses innere Wunder der ewig neuen Wiedergeburt und Kraftgewinnung aus einem unendlichen Kräftereservoir bei restlosem Verzicht auf die »eigene Kraft« und jede kleinste Würdigkeit ist das Ziel, das alle Demut, ohne es zu wissen, anstrebt.

Die albernste und witzigste Verkennung, welche die christliche Demut bei einigen modernen Bürgern gefunden hat, ist wohl jene, die sie als eine Art zur Tugend erhobener gottgeweihter »Servilität«, als die »Tugend« der Armen, Schwachen, Kleinen erscheinen läßt. Daß jener Habitus, der sich »Bürgerstolz vor Königsthronen« nennt und daß die Haltung aller Emporkömmlinge, sich nur vor allem »nichts schenken lassen zu können«, d. h. jenes apriori gesetzte vollendete Nichtseinsgefühl, das sich in der alleinigen Wertbetonung des »Selbsterworbenen«, des »aus eigener Kraft gewordenen«, für jeden nicht moralisch Tauben so vernehmlich ausspricht, zu dieser Täuschung führen muß — dies freilich ist selbstverständlich. Was weiß der Bürgersmann, der ja eben »etwas werden will«, der sich auch da noch heimlich an den Herrn und Königen mißt, wo er »stolz« gegen sie aufmuckt — was könnte er wissen von der freiwilligen Selbsterniedrigung, von dem süßen Drang des Sichselbstverflutens derer, die etwas sind ⟨der ἐσθλοί⟩ und die sich eben darum nicht in

der Höhe wissen, weil sie selbstverständlich auf der Höhe stehen? Demut: das ist ja eben die Bewegung der Selbsterniedrigung, die Bewegung also des Herkommens von oben, des Kommens aus der Höhe, des Sichhinabgleitenlassens Gottes zum Menschen, des Heiligen zum Sünder — diese freie, kühne, angstlose Bewegung eines Geistes, dessen selbstverständliche Fülle ihm selbst noch den Begriff der Selbstverschwendung unfaßlich macht, der sich nicht vergeben kann, da er selbst nur quellendes Geben ist. Will denn der Servile geben und dienen? Der Servile »will« herrschen, und nur ein Mangel an Kraft, Reichtum usw. läßt ihn sich verbeugen vor seinem Herrn und ihm dienen. Mit der Gewöhnung an die vielen Verbeugungen wird er dienerhaft oder servil. Die Demut hingegen ist vor allem eine Tugend der geborenen Herren und besteht in dem Nichtherankommenlassen der ihnen selbstverständlichen irdischen Werte, der Ehren, des Ruhmes, der Lobpreisungen ihrer Diener an das Zentrum der Seele, im fortwährenden Beugen des eigenen inneren Hauptes vor dem Unsichtbaren mitten und während der Herrschaft über das Sichtbare. Der Demütige vollzieht auch noch jeden Akt seiner Herrschaft in einer tief geheimen Dienstbereitschaft an dem, über den er herrscht. Eben das ist für ihn nur Haltung, was für den Servilen Zentrum ist: das Herrschenwollen. Und eben das ist für ihn Zentrum, was für den Servilen nur Haltung ist: Dienstbereitschaft. —

III.

Der Gott, den die Christen anbeten, ist deus absconditus. Er ist »verborgen«, und eben diese seine Verborgenheit, dieses sein ewiges Hinausfließen über das Blickfeld der Anbetung auch des Heiligsten und Frömmsten, diese gefühlte unendliche Ferne der Erstreckung Gottes über den Horizont unserer Anbetung und unseres Gebets hinaus, ist selbst noch ein Phänomen, das sein uns zugewandtes Antlitz geheimnisvoll umrauscht. Dies vergessen ebenso oft die Rationalisten wie die Mystiker. Beide haben eine allzu rasche Art sich Gott anzubiedern, diese mit den Begriffen, in die sie ihn anatomisieren, jene mit dem Gefühl, in dem ihnen Gott den Busen zu dehnen scheint. Sie ermangeln beide der Ehrfurcht, d. i. jener Haltung, in der die Verborgenheit Gottes selbst noch wahrnehmbar wird. Denn die Ehr-

furcht ist kein Gefühlszusatz zum fertigen, wahrgenommenen Dinge, geschweige eine Distanz, die das Gefühl zwischen uns und den Dingen aufrichtet (ihrem »Filigran«, wie Nietzsche schön gesagt hat): Sie ist im Gegenteil die Haltung, in der man noch etwas hinzuwahrnimmt, das der Ehrfurchtslose nicht sieht und für das gerade er blind ist: das Geheimnis der Dinge und die Werttiefe ihrer Existenz. Wo immer wir von der ehrfurchtslosen, z. B. der durchschnittlich wissenschaftlich erklärenden Haltung zur ehrfürchtigen gegenüber den Dingen übergehen, da sehen wir, wie ihnen etwas hinzuwächst, was sie vorher nicht besaßen, wie etwas an ihnen sichtbar wird, was vorher fehlte: eben dies »Etwas« ist ihr Geheimnis, ist ihre Werttiefe. Es sind die zarten Fäden, in denen sich jedes Ding in das Reich des Unsichtbaren hineinerstreckt. Diese Fäden zu durchschneiden, sei es dadurch, daß man die Sphäre, in der sie enden, in klaren Begriffen zu entwickeln und eine starre Ontologie und Dogmatik über sie aufzustellen sucht, — sei es dadurch, daß man den Menschen auf das sinnlich Greifbare verweist, ist gleich sehr eine Ertötung des geistigen Lebens und eine Fälschung der Wirklichkeit. Den ersten Weg ging in der Geschichte alle rationale Metaphysik und Theologie, den zweiten aller Positivismus und Agnostizismus. Sie sind beide gleich ehrfurchtslos. Die Ehrfurcht ist aber die einzige und notwendige Haltung des Gemütes, in der diese »Fäden ins Unsichtbare hinein« zur geistigen Sichtbarkeit gelangen. Wo sie künstlich ausgeschaltet wird oder nicht vorhanden ist, da nimmt die Welt der Werte einen Charakter der Flächenhaftigkeit an und einen Charakter der All-Verschlossenheit, die sie entleeren und die zugleich jeden Reiz zum Fortleben und zum Eindringen in sie, jeden Reiz des Fortentwickelns unserer Existenz im tieferen Eindringen in die Welt vernichten. Wir vermögen nur wahrhaft zu »leben«, indem wir das jeweilig Sicht-Fühl-Greifbare unserer Umwelt von einer, in tausend Stufen sich abdunkelnden Sphäre von Gestaden umschwebt fühlen, die uns zur Entdeckung reizen und locken. Das Phänomen des »Horizontes« und der »Perspektive« ist nicht nur in dem Bezirk des rein Optischen beschlossen. Es findet sich wieder in dem Reich unserer Vorstellungen, unserer Begriffe, unserer Interessen, unserer Liebe und unseres Hasses, ja unserer reinsten Ideen

Es ist »Horinzont« und »Perspektive« — wir wissen dies auch aus sehr genauen Feststellungen der Psychologie — nicht bloß eine Folge der geometrisch-physikalischen Lichtwirkungen und der Anatomie und Physiologie unseres optischen Apparates, sondern ein umfassendes Funktionsgesetz unseres und jeden endlichen Geistes. Es ist aber die »Ehrfurcht«, die in der Region der Werte diese Horizontnatur und diesen Perspektivismus unserer geistigen Natur und Welt aufrecht erhält. Die Welt wird sofort ein flaches Rechenexempel, wenn wir das geistige Organ der Ehrfurcht ausschalten. Sie allein gibt uns das Bewußtsein der Tiefe und Fülle der Welt und unseres Ichs und bringt uns zur Klarheit, daß die Welt und unser Wesen einen nie austrinkbaren Wertreichtum in sich tragen, daß jeder Schritt uns ewig Neues und Jugendliches, Unerhörtes und Ungesehenes zur Erscheinung bringen kann. Ein Künstler wie Gottfried Keller gibt uns nicht allein dadurch den — hier fast einzigartigen — Eindruck der Unerschöpflichkeit der Welt, ja jedes geschilderten Dinges, daß er in einem großartigen embarras de richesse immer neu und neu die Dinge von sich reden und immer neue Züge ihrer sie sich selbst entfalten macht, sondern vor allem dadurch, daß er fühlbar macht, was alles die Dinge noch von sich sagen könnten, wenn sie auch weiter so reinen Herzens befragt würden, als er sie frägt. Und das stimmt wohl zusammen mit der Antwort, die im Verlorenen Lachen der Held auf die Frage nach seiner Religion gibt, eine Antwort, welche die schönste Beschreibung der Ehrfurchtseinstellung einschließt: Er wisse das Eine, »daß er der Welt gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig sei«.

Nicht nur Gott und die Welt, noch mehr als die letztere: unser eigenes Ich und das der Unsrigen erscheint in seiner Tiefendimension erst in der Ehrfurcht. Ein Mensch, der sich selbst ganz zu durchschauen und zu verstehen vorgibt, zeigt nicht, er wisse mehr von sich als der Ehrfürchtige, dem auch aus sich heraus »vergrabenes Gold wie aus Bächen schimmert«, sondern nur, daß er den Weg nicht gehen will, sich die eigene Seinstiefe zur Sichtbarkeit zu bringen, denn dieser Weg ist die Ehrfurcht vor dem eigenen Selbst. Sie allein gibt uns das geheime Bewußtsein eines Reichtums und einer Erfülltheit, wo unsere klaren, abgegrenzten Gedanken und Gefühls-

inhalte uns nur Leere und Spärlichkeit geben, sie gibt uns das Gefühl noch ungehobener und in der irdischen Lebensdauer unhebbarer Schätze unserer Existenz und Kräfte. Sie behütet uns vor abschließenden Werturteilen positiver und negativer Art über uns selbst, die uns nur fixieren und bannen, und breitet immer neue Teppiche und Wegweiser vor uns hin, auf denen wir uns in uns selbst ergehen, wohl uns verirren und schließlich uns finden können.

Das Wort »Ehrfurcht« verführe uns nicht, sie für eine Mischung von Furcht und scheuer liebender Verehrung zu halten. Sie ist eine einfache elementare Gefühlsbewegung, und nur das Wort, nicht was es bezeichnet, ist zusammengesetzt. Eher möchte man sie mit der Scham verwandt nennen. In dem, was sie uns an den Dingen zur Erscheinung bringt, vernehmen wir immerfort den leisen Zuruf der Dinge, daß »kein Auge es gesehen, kein Ohr es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben«, ein Wort des Evangeliums, in dem nichts von der allzu genauen Bekanntschaft mit den Einrichtungen des Himmels steckt, die unsere Theologen zu verraten pflegen. Der Kern der Scham ist eine Offenbarung der Schönheit in der Geste ihres Sichselbstverbergens. Sie ist ein schönes Verbergen des Schönen. Macht nicht auch noch die sichtbar häßliche Frau, indem sie sich schämt, unbewußt darauf aufmerksam, daß sie geheime Schönheiten besitzen müsse, die wir nur jetzt nicht sehen? Und wird sie nicht eben hierdurch »schön«? Das Häßliche »versteckt« man bloß, nur das Schöne »birgt« man, indem man es schamhaft verbirgt. Die Ehrfurcht aber ist eine Art Geist gewordene Scham. In ihr werden wir der Insuffizienz unserer Verstandeskategorien vor der Welt und vor unserer Seele auf eine ganz unmittelbare Weise inne und eben damit der zu großen Enge und Partikularität unserer Organisation für eine angemessene Erkenntnis der Welt. Aber indem wir ihrer noch inne werden, wissen wir gleich unmittelbar uns auch der Teilnahme an einem göttlich-geistigen Sein und Leben in ihr teilhaftig, das — wäre es nur frei von dieser zufälligen Enge — der Richtung jener feinen, noch sichtbaren Fäden hinein in die unsichtbare Tiefe der Dinge entlangeilte und uns alle uns jetzt noch verborgenen Schätze höbe und zuführte. Auch die Scham aber ist das plötzliche Innewerden und Sichaufdrängen der endlichen Seite unseres Wesens

inmitten geistiger Aktvollzüge, in denen wir ewige göttliche Gesetze zu verwirklichen meinen, Gesetze, die mit der Endlichkeit und Bedürftigkeit des Ausgangspunktes eben dieser Akte, — auf den wir nun plötzlich zurücksehen, — nichts zu tun haben. Erst als sie mit der Sünde aus der seligen Vermischung mit Gott und aus einer, je in dem anderen verlorenen Liebe herausgetreten waren, heißt es von Adam und Eva: »sahen sie, daß sie nackend« waren. So haben Scham und Ehrfurcht ein und dieselbe Wurzel: beide sind ein unmittelbares Innewerden der Bruchstellen, an denen ein Strahl des unendlichen Geistes sich an einer engen, bedürftigen Artorganisation des Lebens bricht und uns nur das für diese Organisation »Wichtige« aufleuchten läßt. Es ist darum kein Wunder, daß der wissenschaftliche Rationalismus des modernen Bürgertums gegen Ehrfurcht und Scham die gleichen Vorwürfe erhebt: daß diese Gefühle den »wissenschaftlichen« Fortschritt verzögert hätten. Das Ehrfurchtsgefühl, das der antike und zum Teil der mittelalterliche Mensch gegenüber dem Sternenhimmel hatte als einer Versammlung »sichtbarer Götter«, das selbst in den Theorien des vergleichsweise nüchternen Aristoteles, z. B. in seinen Lehren, daß die Welt über dem Monde aus anderen, »feineren« als den irdischen Stoffen bestehe und eine andere Bewegungsform hätte, noch nachschwingt, scheint die mathematisch-mechanische Berechnung des Himmels nur gehemmt zu haben. Und in analoger Weise hat die Ehrfurcht und Scheu vor dem menschlichen Leichnam jahrhundertelang seine Zerlegung und damit alle mit ihr verbundenen Fortschritte der Anatomie aufgehalten. Erst Vesalius wagte das Messer an ihn anzusetzen. Und hat nicht die Scham eine Unzahl von Verschiebungen rechtzeitiger Kennbarmachung von Krankheiten und seelischen Verwicklungen zur Folge gehabt, die, frühzeitiger erkannt, geheilt und gelöst hätten werden können? Hat sie nicht ganz besonders die Seelenkunde in ihrem Fortgang gehindert? Die Wissenschaft — meint Nietzsche — gehe den Frauen gegen die Scham; er zitiert dabei das kleine Mädchen, das so entsetzt war, als es hörte, Gott sei allwissend und »sähe immer alles«.

Aber so unzweifelhaft die angeführten Tatsachen der Geschichte — und tausend ähnliche — sind, sie zeigen nur, daß Ehrfurcht und Scham im Laufe der Geschichte erst langsam und allmählich ihr, ihnen

immer angemesseneres Objekt suchen und daß ein Kreis von Dingen für die wissenschaftliche Forschung immer erst »frei« zu werden pflegt, wenn eine vertiefte und vergeistigtere Ehrfurcht vor den Dingen zu einer, den unsichtbaren Quellen der sichtbaren Welt näheren Schicht ihres Daseins, bereits vorgedrungen ist. Dann wird die jenen Quellen fernere und unseren Sinnen mehr zugewandte Schicht gleichsam »kalt« und steht als erforschbares, zerlegbares Objekt vor Augen. Prüft man näher die mannigfaltigen Epochen des Fortschrittes, z. B. der Astronomie, so wird man an ihrer Quelle stets eine neue und tiefere Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren gewahren. Man wird z. B. finden, daß der Ablösung der Ehrfurchtsgefühle von dem Sichtbaren des Nachthimmels eine neue und tiefere Ehrfurcht vorangeschritten ist, in deren Einstellung die Idee des »Himmels« eine religiöse Reinigung und Vergeistigung erfahren hatte. Es war also nicht zu viel, sondern zu wenig echte Ehrfurcht vor dem Göttlichen und der Welt, was den »Fortschritt der Astronomie« gehemmt hatte. Und analog war es zu wenig Scham und Gefühl der unsichtbaren Tiefe der menschlichen Person, welche den Leichnam einbalsamieren und gleichsam willkürlich vor dem Verfall bewahren und später wenigstens seine Zerstückung als unfromm erscheinen ließ. Die inneren Gesetze unseres Geistes bürgen dafür, daß wir hier keinerlei moralistischer Ermahnungen, sei es für, sei es gegen die Ehrfurcht, bedürfen. Sie machen, daß eben nur das zur Erforschung der Wissenschaft »frei« und »kalt« werden kann, was die lebendige, vordringende Bewegung des Geistes in das Universum, in Ich, in Gott hinein bereits als ein totes Residuum zurückgelassen hat. Nicht die lebendigen Traditionen, sondern erst die sterbenden können z. B. von der historischen Wissenschaft aufgelöst und zerstört werden, nicht die lebendigen religiösen Urkunden, sondern nur die, welche ihre geheimnisvolle Sphäre religiöser Erbauung verloren haben und für unsere Seele stumm geworden sind, weil Ehrfurcht und Gebet schon tiefer in Gott eindrangen als jene jetzt toten Schriften. Die »Wissenschaft« hat keine Kraft zu töten. Umgekehrt muß bereits gestorben sein, dessen sie sich bemächtigt.

Wo die Wissenschaft ihre Gipfelpunkte erreichte, gerade da haben ihre Träger das Organ für das Unsichtbare, zu dem auch die Ehrfurcht gehört, mit dem in ihnen treibenden Logos zu einer Einheit ver-

schmolzen. Isaak Newton dünkte sich wie ein Kind, das am Meeresstrand mit Muscheln spielt, als er das Gravitationsprinzip und die Mechanik des Himmels entworfen hatte und sah in jeder Linie seines »absoluten Raumes« eine Blicklinie des »Auges Gottes« ‹sensorium Dei›. Es ist ein strenges Gesetz alles intellektuellen Fortschritts, daß die Problematik der Welt wächst mit jeder Lösung bestimmter Probleme. Jede neuentdeckte Beziehung deutet auf neue noch unbekannte hin. Denken wir den Prozeß der Erkenntnis vollendet: Müßte dann nicht alles wieder pures Wunder sein? Es ist nicht die Wissenschaft der Forscher, sondern jene der rationalistischen Schulmeister, welche in Gegensatz zur Ehrfurcht gerät. Wer nicht darstellt und beweist, sondern findet und forscht, der hat jede Stunde mit dem Phänomen zu kämpfen, daß seine Anschauung die Grenzen seines Verstandes überflutet und daß ihm sein Gefühl schon Tatsachen und Verhältnisse verrät, von denen er sich noch keinen »Begriff« machen kann.

Was wir die »Wissenschaft« nennen, verdankt historisch seinen Ursprung einer allmählichen Berührung des staunenden, ehrfürchtigen, metaphysischen Geistes mit Streben nach nutzbaren Regeln zur Herrschaft über die Materie: eine Berührung, die sich auch in der langsamen Verschmelzung eines Standes der Freien mit einem solchen der Gewerbetreibenden darstellt. Nur beides zusammen konnte das eigentümliche Produkt »Wissenschaft« erzeugen. Ohne den ersten Faktor hätte sie sich nie über eine Sammlung von empirischen Regeln des Handwerks erhoben, ohne den zweiten wäre sie nie zur Annahme des so fruchtbaren mechanistischen Prinzips gekommen, welches das Interesse der Erkenntnis auf die bewegbaren und lenkbaren Punkte des Universums beschränkt. Erst in neuester Zeit scheint sie sich nur mehr ihrer partiellen Herkunft von »unten« zu erinnern und ihre adeligen Ahnen zu vergessen.

Dann ist es Zeit, sie daran zu erinnern, daß ohne die Ehrfurchtseinstellung auf die Dinge auch der Lebensreiz ihres eigenen Fortschrittes alsbald unterbunden würde, und Zeit sie zu ermahnen, daß sie nicht bald in die Geisteslage derer vor dem Universum gelange, denen Schopenhauer nicht ganz mit Unrecht die »verecundia« abgesprochen hat und mit ihnen sage: »Die Welt? Kunststück.«

Ulrich Hegendorff.

VIER GEDICHTE

DER RABE IM SCHNEE

In des Vorhangs graue, fließende Seide,
Die der dichter rieselnde Schneefall webt
Greift die übergebogene Trauerweide
Mit den dünnen, frosterklammten Fingern
Unbelebt.

Schon von Knospen olivengrün übersponnen,
Steht sie vor dem verdüsterten Tannenwald,
Der, von Nebeln immer höher umronnen,
Sich mit Gleichmut unterm Flockentreiben
Fester ballt.

Von den obersten, schwankenden Weidenzweigen
Schaut ein Rabe schief zum Himmel empor,
Eingehüllt in tiefnachdenkliches Schweigen,
Gleich dem Weisen, der noch nie die Fassung
Ganz verlor.

Doch das aufgeschlossene, lenzgeküßte,
Weite Brachfeld schwindet im weißen Raum,
Als ob nie ein Frühling kehren müßte.
Und der Rabe schaut den neuen Winter
Wie im Traum.

Und er denkt der sonnig vergoldeten Tage
Und ihn wundert der Zeit geheimer Betrug
Und des Daseins launisch wechselnde Plage,
Schüttelt sich, und fliegt hinweg mit einsam
Schwerem Flug.

VERLIEBTE VOGELSCHEUCHE

Querfeldein,
Über den Winterkohl, über die Rüben,
Hupf ich, stampf ich mit frevelnden Füßen:
Laufst nicht, so gilt's nicht! Denn drüben, da drüben
Seh ich dich wandeln! Seh ich dich grüßen!
— Kann es denn sein?

Potz! Wie dreist
Lügt mein Verstand! Er hat merklich gelitten,
Scheint mir, seitdem du das Reisen erkoren
Schnöderweis. Da nun steh ich inmitten
Kraut und Salat, und hätte geschworen,
Daß du es seist!

Scheuchengleich
Steh ich im Acker nun, traurig gebogen,
Spatzen, Hasen zum Spott, um die Wette:
»Stock! Stock! Lebst ja nicht! Bist ja gelogen!«
— Ach du mein Leben! Erlöse mich! Rette
Mich aus verhextem Bereich!

GEGENWART

All mein Gedanke ist deiner Gegenwart froh.
Steig ich am Berg, wo schon berstender Knospen Zier
Feucht und scheu sich dem spielenden Südwind öffnet,
Denk ich unsrer vergangenen Frühlinge. O!
Schwärmend gedenk ich künftigen Frühlings mit dir.

All mein Gedenken ist deiner Ferne vertraut.
Wandl ich am Fluß hin, wo er in Ferne ertrinkt,
Seh ich inmitten, wie er uns vormals getragen,
Unseren Kahn in sichrer Vergangenheit. Laut
Preis ich die Zeit, die uns hegt, die uns trägt, die uns winkt.

Alles, was war und was ist, blüht an ewigem Baum.
Stürb ich nun gleich: Was Böses geschähe uns so?
Unauslöschlich ja leuchten die köstlichen Stunden.
Daß sie nun ruhn und du fern bist, ich spüre es kaum.
All mein Gedanke bleibt deiner Gegenwart froh!

EWIGE WIEDERKEHR

Nenne Besitz nicht Genuß und nenne auch Werbung nicht köstlich,
Denn es entgleitet Gehabtes. Umworbenes wird dir Besitz.
Siehe: Im Westen ermattet der Mond. Doch der Sonne Blitz
Kündet sich östlich.

Und so umjagen den Himmel der Widerschein und das Leuchten,
Immer in Sehnsucht zugleich und umarmender Gegenwart.
Ach! Wie haben uns doch nichtkehrende Freuden genarrt,
Welche uns däuchten!

Denn es ist einmal die Welt uns Allen in Einem gegeben
Und nur tägliche Sehnsucht erneut uns genossenes Glück:
Jagd des Geküßten zum küssenden Munde zurück
Ist unser Leben.

Friedrich Alfred Schmid-Noerr.

DANIEL UND DIE WISSENSCHAFT

IN unserer Zeit treten allenthalben Bestrebungen zutage, welche, mit dem langsamen Tempo wissenschaftlicher Welt- und Lebensverarbeitung unzufrieden, der unendlichen Annäherung an die Wirklichkeit, welche die Wissenschaft verspricht, die lebendige Unendlichkeit, die in der Tiefe des Erlebens liegt, vorziehen. Daß es da zu manchen Kollisionen mit den Rechten wissenschaftlicher Geisteshaltung kommt, ist nicht zu verwundern. Es wird daher immer notwendiger, ohne diese mystischen Bestrebungen als wertlose Phantasien abzutun, in wissenschaftlicher Weise vielmehr ihre volle Berechtigung zu erkennen und lediglich zu verhindern, daß durch sie im Bereiche der Wissenschaft selbst, sei es im Hinblick auf die Reinheit des wissenschaftlichen Systems, sei es im Hinblick auf die Wertschätzung des begrifflichen Denkens überhaupt Verwirrungen angezettelt werden.

Martin Bubers vor kurzer Zeit erschienenem Buche Daniel, Gespräche von der Verwirklichung, kann man mit Fug und Recht eine führende Rolle in der neuen Kulturströmung zuerkennen. Trotz weitgehender Analogien mit der Philosophie Bergsons weiß es doch, und gerade in jenen Punkten, welche für das Verhältnis zur Wissenschaft von Belang sind, seine Selbständigkeit zu wahren. Aus diesem Grunde erscheint der Versuch, die Stellung der Wissenschaft gegenüber den Lehren Bubers zu fixieren, von allgemeiner Bedeutung für diese ganze Geistesrichtung.

Vorerst sei nun eine Skizze der philosophischen Anschauungen Bubers nach seinem Daniel versucht.

Das ureigentlichste Wesen des Menschen ist Polarität: Zweiheit, und die Sehnsucht nach Einheit: Spannung des Gegensatzes, und das Verlangen, diese Spannung zu überwinden. Eine solche Polarität ist im tiefsten Grunde auch das Verhältnis des Menschen zur

Welt. Die Spannung dieser beiden Pole gebiert jenen grausigen Abgrund, der sich zu Zeiten im Geiste des Menschen seiner Umwelt gegenüber auftut, jene unheimliche Fremdheit des Gegenstandes, das tiefe Erlebnis des »Etwas-Anderes-Seins« der Welt, das als Moment der höchsten Spannung der Pole zu irgendeiner Überwindung dieser Spannung treibt. Es ist nichts anderes als jenes alte Staunen, das an der Wiege der Philosophie stand. Drei Möglichkeiten der Überwindung der Zweiheit lehrt Buber: die Austragung, das ist das Ringen der Gegensätze um die Einheit. Die Umfassung, das ist die Versöhnung der Gegensätze durch Liebe und die Verwandlung, hier wird der Gegensatz verwirklicht. Das ist seine höchste und eigentlichste Lösung. Der Erkennende verwandelt sich in die Welt, »er lebt das Leben der Welt«, und »so erkennt er sie«. Denn dem Geheimnis der Welt kommt nur der nach, der es verwirklicht. »Er vollstreckt die Polarität, in der er steht, indem er seinen Gegenpol verwirklicht.« Diese letzte wahre Erkenntnis der Welt ist die Verwirklichung oder Realisierung. Sie ist wohl zu unterscheiden von einer anderen Art der Erkenntnis: der Orientierung. Das ist die begriffliche Erkenntnis, der Gegenstand wird hier der Lage, der Zeit, der Entstehung nach auf andere zurückgeführt und so eindeutig bestimmt, versichert. Das ist aber keine wahre Überwindung der Polarität, meint Buber, das ist nur die Flucht vor dem Abgrund. Die Orientierung ist ihrem Wesen nach relativ, da sie stets auf anderes zurückführt, kommt also nie an das Absolute heran, verwirklicht nicht, sondern entfernt sich immer weiter von der Wirklichkeit. Die Realisierung besteht im Gegensatze dazu gerade darin, den Gegenstand möglichst intensiv zu erleben, so innig zu erleben, daß man sich selbst im anderen erlebt. »Sieh diese Zirbelkiefer an,« so heißt es im Dialog von der Richtung. »Du magst ihre Eigenschaften mit denen anderer Zirbelkiefern, anderer Bäume, anderer Gewächse vergleichen, Gemeinsames und Ungemeinsames feststellen, du magst erkunden, woraus sie zusammengesetzt ist und wie sie geworden ist: das wird dir in der nützlichen Hilfswelt der Namen und Einteilungen, der Entstehungs- und Entwicklungsberichte nützlich sein, von der Wahrheit dieses Wesens erfährst du nichts. Und nun versuche dieser Zirbelkiefer selber zu nahen. Nicht mit der Kraft des fühlenden

Blickes allein, — die könnte dir nur die Fülle eines Bildes schenken: Viel, nicht alles. Nicht mit der Richtung des aufnehmenden Geistes allein, — die könnte dir nur den Sinn der lebenden Gestaltung eröffnen: Viel, nicht alles. Sondern mit all deiner gerichteten Kraft empfange den Baum, ergib dich ihm. Bis du seine Rinde wie deine Haut fühlst, und das Abspringen eines Zweiges vom Stamm wie das Streben in deinen Muskeln, bis deine Füße wie Wurzeln haften und tasten und dein Scheitel sich wölbt wie eine lichtschwere Krone, bis du in den weichen blauen Zapfen deine Kinder erkennst. Ja wahrlich bis du verwandelt bist.« Die Realisierung ist aber keine einfache Einfühlung. »Auch in der Verwandlung ist deine Richtung bei dir, und durch sie erfährst du den Baum, daß du in ihm in die Einheit gelangst.« Der Mensch verliert sich nicht in der Realisierung, er bewahrt sich vermöge seiner Richtung, bewahrt sein eigenstes Wesen, das ihn von jedem anderen unterscheidet. Indem der Geist das Objekt als sein eigenes Wesen fühlt, und dabei doch sich selbst erhält, erlebt er die Spannung beider Pole in sich selbst, und gelangt so zur Einheit. »Der Mensch tut die Einheit, da er die Spannung, die er auf sich genommen hat, in sich zusammenbildet, da er das Ich dieser Spannung erweckt.«

Damit ist die philosophische Grundposition Bubers ganz kurz, und mehr mit Rücksicht auf das erkenntnistheoretische als auf das ethische Problem umschrieben. Selbstverständlich nur in — orientierender Weise. Das scheint nur auf den ersten Moment ein Sakrileg. Denn auch Bubers Darstellung ist orientierend. Nicht etwa nur deshalb, weil bei einer Mitteilung durch die Sprache der Gebrauch der Begriffe einmal nicht zu umgehen ist — und der Begriff ist ja das Instrument der Orientierung, sondern weil auch ein Erlebnis nur so mitgeteilt werden kann, daß »Gemeinsames und Ungemeinsames« mit bekannten Erlebnissen gesucht und es so von allen anderen Erlebnissen abgegrenzt und fixiert wird. Anders ist es auch nicht möglich. Seit jeher mußten sich irrationale Systeme rationalistischer Darstellung bedienen, wenn es ihrem Urheber darauf ankam, sie anderen zu verkünden. Nur das bleibt dabei rätselhaft, wie jene Elemente, die wahrhaft Neuschöpfung, und, da sie, eben neu dem Menschheitsbewußtsein erworben, vom Begriffssystem noch nicht verarbeitet, so-

mit durch Begriffe nicht ausdrückbar sind, ohne Hilfe dieses gewöhnlichen und regelmäßigen Mittels der Mitteilung, auf nicht überlieferte, individuelle, schöpferische Art auf andere übertragen werden konnten. Es muß eben derjenige, dem die geniale Intuition verliehen ist, auch noch die nicht minder geniale Fähigkeit haben, mit ungeheuerer Anspannung seiner Kräfte über die Möglichkeit der Begriffe hinaus das neue Erleben den Menschen zu vermitteln.

Bei Bergson liegt jenes geheimnisvolle Vermögen in der geradezu rätselhaften Treffsicherheit seiner anschaulichen Bilder. Bei Buber ist es die Poesie, die das Wunder zuwege bringt. Sein innig-feierliches Pathos, mehr noch aber sein feines und doch so intensives und scharf gerichtetes Temperament wirkt unmittelbar, überströmt geradeaus in den Leser, dessen Seele alsbald leise mitzuschwingen und das verkündete Geheimnis zu ahnen beginnt.

Doch ist nicht zu vergessen, daß auch diese geheimnisvolle Vermittlung des Erlebnisses auf einer Überspannung der Kräfte des Begriffs beruht. Der ganze Unterbau, das Material ist Begriff, und das Geheimnis dieser Vermittlung beruht eben nur auf einer besonderen Art der Verwendung des Begriffs. Da also die Darstellung des neuen Erlebnisses letzten Endes doch nur Begriffsgebilde ist, so gehorcht sie den Gesetzen des Begriffs. Sie verträgt nicht lange jenen zuckenden und sprühenden Belag, der sich nur gebildet hat, um die Übertragung zu ermöglichen. Ist dies einmal gelungen, so saugt das ganze Begriffsgebäude jenen Schaum in sich auf. Das Begriffssystem erfährt dabei eine Bereicherung und eine kleine Verschiebung, das nun zum Begriff gewordene Erlebnis eine Erstarrung. Denn die Begriffswelt kann nur sichere und feste Gebilde in sich aufnehmen, und so muß auch der neue Erwerb einer Fixierung und Konsolidierung unterzogen werden. Das Erlebnis selbst bleibt als solches unverändert, als Begriff aber — zu dem es nebstbei werden muß, will es mehr sein als das Erlebnis eines Moments und als das Erlebnis eines Einzelnen, — muß es sich der ordnenden Sorgfalt orientierender Betrachtung unterwerfen.

Und darum muß es gestattet sein, zu der begrifflichen Formulierung, die das Erlebnis bereits bei Buber gefunden hat, einige Bemerkungen orientierender Natur zu machen.

Im Mittelpunkt der Buberschen Weltanschauung steht die Realisierung als die wahre Lösung der Spannung zwischen Mensch und Welt. Indem er das Problematische dieses Verhältnisses in der Polarität und im Streben nach Einheit sieht, gelingt es ihm, die wissenschaftliche Position des Menschen zur Welt bereits als einen Spezialfall des ganzen Verhältnisses aufzufassen. Als eine Speziallösung, die er aber für eine Scheinlösung hält. Er lehnt somit von vornherein den wissenschaftlichen Standpunkt ab. Wenn er nun auch für die Realisierung manchmal das Wort Erkenntnis benützt, so ist immerhin doch klar, in welchem — allerdings verwirrenden Sinne — er das Wort gebraucht. Für die — sonst — ganz klare Ablehnung des wissenschaftlichen Standpunktes muß man Buber Dank wissen. Denn es ist das Grundübel vieler mystischer Weltauffassungen, daß sie ihre Erlebnisse so behandeln, als wären es wissenschaftliche Erkenntnisse. In dieser Richtung ist Buber sogar konsequenter und deutlicher als Bergson. Auf die Kraft aber, sich von den Lockungen wissenschaftlicher Fragestellung fernzuhalten, kommt es bei allen mystischen Systemen am meisten an. Das Recht jedoch, auf eine reinliche Scheidung zwischen Realisierung und Orientierung zu dringen, muß man, auch wenn, oder gerade wenn man die Realisierung höher schätzt als die Orientierung, der Orientierung zugestehen, um so mehr, als dies ja von vornherein gar nicht Sache der Realisierung ist.

In der Realisierung selbst erkennt nun die Orientierung eine Synthese von Anschauung und Gefühl, genauer ausgedrückt, einer von begrifflicher Fassung möglichst freien, unmittelbar hingegebenen Anschauung, und eines möglichst konzentrierten und intensiven Gefühlserlebnisses. Die Orientierung ist sich bei dieser Analyse genau dessen bewußt, daß das Erlebnis der Realisierung nicht etwa eine bloße Summe aus diesen beiden Phänomenen, vielmehr eine schöpferische Synthese aus diesen beiden Wurzeln ist.

Die Antwort, die die Realisierung auf die Weltfrage gibt, ist der »Sinn«. So ist das Moment des »Sinnes« in der Realisierung das Gegenstück, die Lösung des »Geheimnisses«. Auf diese Weise gerät aber der Sinn in die Nachbarschaft der Kausalität. Und hier ist Vorsicht und genaue Unterscheidung, die Buber — was die Realisierung betrifft — mit aller Klarheit und Entschiedenheit durchführt,

auch seitens der Orientierung vonnöten. Wenn die Realisierung allen Grund hat, den Verdacht des Suchens kausaler Zusammenhänge von sich abzuwehren, so hat die Wissenschaft noch viel mehr Grund, auf der Hut zu sein, daß dieser »Sinn« der Realisierung nicht irgendwie für den Begriff der Kausalität substituiert oder hierbei auch nur aushilfsweise verwendet werde. Die richtige Beziehung von Kausalität und Sinn scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß dort, wo der Sinn vorhanden ist, die Frage nach der Kausalität oder überhaupt der Notwendigkeit überflüssig werden kann. Oder genauer: Die intensive Hingabe an die Anschauung, die hierdurch erzielte völlige Vertrautheit mit dem Gegenstande, die ihn allmählich nicht mehr als etwas Fremdes, etwas anderes, etwas Problematisches empfindet, läßt für die Frage »Warum« in dem von der Anschauung vollkommen ausgefüllten Bewußtsein keinen Raum. »Aus meiner Welt,« so schildert Buber die Zeit, da der Sinn vorhanden ist, »nicht aus einer fremden kam mir der Feind, kam mir die Frau entgegen, und er war nicht der Widersacher, sie nicht die Versucherin, sondern beide mit mir durch Adern und Venen verwachsen, die in jenem Herzen, im Sinn mündeten... Ich war nicht mehr ein Kind, aber um mich spielte zu allen Stunden ein seliges Kind, meine Schwester, die Welt, und solange sie mir nahe und ich ihr zugewandt war, konnte mich nichts gefährden.«

Noch eine weitere Abgrenzung macht das Phänomen der Realisierung nötig. Es muß ein wesentlicher Unterschied zwischen Wirklichkeit als Erlebnis und dem Begriffe der Wirklichkeit gemacht werden. Buber gebraucht den Begriff Wirklichkeit und meint in den meisten Fällen das Erleben. Der wissenschaftliche Begriff »Wirklichkeit« ist aber bereits die Antwort auf eine verstandesmäßige, begriffliche Frage oder genauer, er verkörpert ein begriffliches Problem. Es ist genau auseinanderzuhalten: Die realisierende Anschauung z. B. der Zirbelkiefer, wobei sich der Mensch als Zirbelkiefer fühlt, und das Urteil über die Wirklichkeit, die Konstatierung: Der Mensch ist in Wirklichkeit die Zirbelkiefer, er ist mit ihr identisch. Der Terminus Verwirklichung, den Buber auch für Realisierung gebraucht, leistet dieser Verwechslung Vorschub. Der Begriff Wirklichkeit ist nun aber das gerade Gegenteil des Erleb-

nisses der Verwirklichung, er ist, wenn man so sagen kann, der Orientierendste aller Begriffe, denn er bedeutet die Vollkommenheit des Zusammenhanges. »Wirklich« ist etwas dann, wenn es als im vollkommenen Zusammenhang mit Allem stehend erkannt wird. Das Erlebnis der Verwirklichung bedeutet aber nur intensiv gefühlte Anschauung. Nie darf versucht werden, in dieser »Verwirklichung« durch einen kühnen Sprung, mit Umgehung der Orientierung Wirklichkeit zu erkennen. Wem die Realisierung wahrhaft genügt, dem wird die Wirklichkeit gar nicht Problem, der darf nicht hinterdrein die Frage nach der Wirklichkeit stellen. In dem Moment, wo er Zweifel fühlt, oder auch nur die Sehnsucht nach Konstatierung der Wirklichkeit verspürt, hat er das Gebiet der Orientierung betreten und sucht schon den Wirklichkeitsbegriff der Orientierung. Man braucht ja nur zu bedenken, was das Ziel der Realisierung und der Orientierung ist. Beide wollen den Abgrund zwischen Mensch und Welt überwinden. Dem wissenschaftlichen Menschen drückt sich dieser Abgrund im »Zweifel« aus. Er will über das Erlebnis hinaus. Er fragt, durch die Widersprüche und Unsicherheiten des Lebens bedrängt: Was ist also eigentlich? Das heißt: Er sucht etwas, dem alle seine Erlebnisse mit allen ihren — dann nur noch scheinbaren — Widersprüchen entsprechen, er sucht die ideale Übereinstimmung und den völligen Zusammenhang alles Angeschauten, — die »Wirklichkeit« Für den Realisierenden drückt sich der Abgrund nur im Unglück der Zweiheit aus. Er sucht die »Einheit«. Er fragt nicht nach der Wirklichkeit: er fragt vor allem überhaupt nicht. Er vertieft sein Erleben und überwindet so die Zweiheit. In seinem unmittelbaren Erleben fühlt er sich eins mit der Welt, identisch mit allem Seienden. Versucht er aber eine begriffliche Einheit daraus zu machen, so hat er die wahre Realisierung verloren.

Mit richtigem Gefühl hat Buber den Begriff der Wahrheit für die Realisierung ausgeschaltet und ihn der Orientierung überlassen. Er hätte mit dem Begriff der Wirklichkeit dasselbe tun sollen. Denn für den Realisierenden gibt es zwar eine mehr oder minder erreichte Einheit mit dem Gegenstande. Die Frage aber: »Wirklichkeit oder nicht«, überhaupt jedes: »Ja oder Nein« gibt es für ihn nicht.

Einen dermaßen durch orientierende Abgrenzungen vor Verwechs-

lungen geschützten Begriff der Realisierung müssen wir als eine wertvolle Bereicherung der orientierenden Weltanschauung betrachten und können somit den Standpunkt Bubers in dieser Weise teilen. Anders ist es mit der wertenden Stellung Bubers zur orientierenden Wissenschaft. Hier muß sich die Orientierung ein wenig in Schutz nehmen.

Daniel wird nicht müde, die Grundposition des wissenschaftlichen Menschen zur Welt herabzusetzen, sie als eine zweitklassige oder eigentlich als gar keine Lösung der Polarität darzustellen. Die Wissenschaft ist ihm ein für allemal nur Zweckgebilde. »Was Du tuend und duldend, schaffend und genießend erlebst, kannst Du um Deiner Zwecke willen in den Zusammenhang der Erfahrung einreihen oder um seiner selbst willen in seiner eigenen Kraft und Helligkeit erfassen. »Diese Antithese zeigt überdeutlich, wie hier der Begriff »Zweck« zu verstehen ist. Die Wissenschaft ist nicht Selbstzweck, sondern lediglich um anderer, fremder Zwecke willen da. Buber übersieht, daß es neben den praktischen Disziplinen, die gewissermaßen dem Leben dienen, auch noch theoretische Wissenschaften gibt. Und diese haben nur einen einzigen Zweck: Die Wahrheit. Sie haben also nur einen Selbstzweck, und das versteht ja Buber gemäß der zitierten Antithese nicht unter Zweck. Hier hat Buber seine eigene Seele nicht genug geprüft. Sein Daniel zeugt dafür, daß auch in ihm diese zweckloseste aller menschlichen Bestrebungen, der Wille zur Wahrheit lebt, diese tiefste Sehnsucht, die nichts anderes kennt als sich und blind ist gegen jedes fremde Ziel.

Oder hält Buber in der Weise des Pragmatismus diese zwecklose Sehnsucht für eine Scheinheilige, die uns betrügt, die sich nur als Selbstzweck ausgibt und in Wahrheit fremden Zwecken dient? Hier sollte doch gerade Buber auf das Erlebnis selbst horchen. Da würde es sich ihm offenbaren, daß es frei ist von Nebenabsichten. Denkt Buber aber daran, daß die Wahrheit vielleicht dem Leben nützlich ist, auch wenn dies nicht im Sinne des Wahrheitssuchers liegt, dann scheint auch die Realisierung nicht frei von solchen Zwecken. Denn es kann für diese Beurteilung keinen Unterschied machen, ob etwas darnach angetan ist, das Leben zu sichern, oder es zu vertiefen. Beinahe scheint da die direkt im Dienste des Lebens stehende, auf Aktivität gerichtete Realisierung — in diesem falschen

Sinne — zweckhafter zu sein als die dem Leben abgekehrte, in sich eingesponnene wissenschaftliche Betrachtung.

Eine weitere Herabsetzung liegt darin, daß Daniel die wissenschaftliche Attitude ein für allemal als eine Feigheit erklärt, als eine Flucht vor der Gefahr. Wenn es aber unrichtig ist, daß der Wissensgierige bloß die Absicht hat, sein Leben zu sichern, so entfällt auch jeder Grund zum Vorwurfe der Feigheit. Überhaupt scheint diese moralische Frage so allgemein gar nicht lösbar zu sein. Wer wollte es aber auch nur im Einzelfalle mit Sicherheit zu entscheiden wagen, was mutiger zu nennen ist, den Abgrund zwichen Mensch und Welt mit einer Anstrengung zu überspringen, oder es auf sich zu nehmen, den Abgrund, hart an dessen Rand stehend, in unerschütterlicher und zäher Arbeit auszufüllen, wer wollte zu entscheiden wagen, was feiger ist, sich im Erlebnis das grausige Fremde vertraut zu machen, oder dem Fremden streng ins Angesicht zu schauen, es als Fremdes unabänderlich zu ertragen und es langsam ringend in seinen Bereich zu ziehen?

Sieht man von dieser Frage der Bewertung ab, so hat Buber die logische Koordiniertheit und Selbständigkeit von Anschauung und Begriff wohl erfaßt und richtig dargestellt. Auch dies ist hoch anzuschlagen. Denn nicht immer wird die Selbständigkeit dieser beiden Gestaltungen berücksichtigt. Immer wieder wird es — gerade in der letzten Zeit — der Wissenschaft zum Vorwurf gemacht, daß sie sich vom Erlebnis entfernt, daß sie die Anschauung erstarrt und mechanisiert, und daß sie daher das Erlebnis und die Anschauung nicht ersetzen kann. Ja, will denn überhaupt die Wissenschaft das Erlebnis ersetzen? — Daran denkt sie gar nicht. Das kann nicht genug betont werden. Darum sollte man sich endlich nicht mehr darüber wundern, daß die Wissenschaft etwas vom Erlebnis Grundverschiedenes ist. Darum muß die Wissenschaft nicht nur die zurückweisen, die es ihr zum Vorwurfe machen, daß sie nicht das Erlebnis ist, noch energischer muß sie jene abschütteln, die in Unverständnis ihres wahren Wesens sie zum Ersatz für das Erlebnis machen wollen. Das sind jene, von denen Buber mit genialer Prägnanz sagt: »Jedem von ihnen ruft es aus der Ewigkeit zu: »Sei!« Sie lächeln die Ewigkeit an und antworten: »Ich weiß Bescheid«. Es muß erkannt werden, daß

Erlebnis und Wissenschaft gleichberechtigt sind, daß sie einander nicht ersetzen können, daß sie nicht in einander verschwimmen dürfen, und daß ihre einzige große Beziehung die ist, daß die Wissenschaft das, was ihr von der schöpferischen Anschauung in ewigem Fluß immer neu zugeführt wird, im System des Verstandes zu verarbeiten hat. Auch dieses Verhältnis ist von Buber wohl erkannt worden. Denn nichts anderes bedeutet es, wenn es in seiner Terminologie heißt: »Überall, wo ein Wissen einsetzte, wo es begann, wo es schöpferisch war, war es nicht orientierend, sondern realisierend: Versenkung in das reine Erlebnis — und das so Gefundene wurde in das Bett der Einstellung übergeleitet.«

Wenn ich nun den tiefsten Sinn von Bubers Daniel darin erblicke, daß er jene aufrütteln möchte, die sich hinter der Wissenschaft vor dem Erleben verkriechen, die in einer wahrer Wissenschaft fremden Überhebung die einzig schöpferische Anschauung mit fertigen dogmatischen Begriffen meistern wollen, so kann die Wissenschaft diesem prophetischen Rufe nur die eindringlichste Wirkung wünschen. Da es einen wahren Mißstand zu beheben galt, so dürfen auch die Übertreibungen in entgegengesetzter Richtung verziehen werden. Seit jeher war ja die Übertreibung eines der wichtigsten Mittel, mit denen Dichter und Propheten auf die Menschheit wirkten. Denn sie wird aus Begeisterung geboren und vermag sie darum auch in anderen zu entflammen. —

Felix Weltsch.

SECHS LEGENDEN

I. SAUL UNTER DEN PROPHETEN

ALS Saul unter die Propheten trat, erschraken sie alle, da sie sahn, daß er um Hauptes Länge über sie ragte, und murmelten untereinander. Und Gehasag, der älteste unter ihnen, kehrte sich zu ihm und fragte: »Was suchst Du in unsrer Mitte, Saul?« Der antwortete ihm aber nicht. Da drängte Gehasag: »Hast Du je dem Volke gepredigt wie wir?« »Ich bin unter dem Volke gegangen«, sprach Saul. »So lebst Du keusch und ist Dein Wandel den Menschen ein Muster?« Saul gab ihm zurück: »Ich weiß, daß ich von Sünden starre!« »Hast Du Kranken die Hand aufgelegt und Ungläubige geheilt, daß Du zu uns kommst?« fuhr Gehasag fort zu fragen. Aber ehe Saul den Mund wieder auftun konnte, kam die Sonne zum Sinken, und die Propheten knieten nieder, ihre Gebete zu verrichten.

Als sie sich wieder erhoben und den Staub von ihren Knien schlugen, sahn sie Saul, der im Abend über ihnen stand. Und er verzog den Mund und rief über sie: »Was wissen sie, was Haß und Verachtung in meinem Herzen ist!«

Da erstaunten die Propheten über Sauls Augen und Lippen, und schwiegen.

II. DON JUAN VOR DER HÖLLE

Ehe Don Juan mit dem Teufel, der ihn geholt hatte, in die Hölle kam, mußten sie vor dem Eingang eine Zeit warten, da auf die Nachricht von Don Juans Ankunft alles, was Hölle war, in festlich verwirrter Bewegung schwankte. Als er so stand, tauchten ihm aus dem weißlichen Nebel, der als Höllentor hing, Gestalten entgegen: aufatmend sah er wieder, wie Margarete auf seinem Lager

lag, und fühlte Sascha das Knie über sein Bein schlagen. Er sah Gabriele zittern und Anna eng ihm angeschmiegt unter seinen Gliedern vergehn. Er sah die Frau, die er mehr als alle andern geliebt hatte und die ihm entglitten war, als leichten Schatten, und schattenhafter folgten viele, die er gekannt und vergessen hatte.

Da fühlte er jäh, daß er keine von ihnen genug besessen hatte. Und er hörte alle lebenden Frauen über ihm auf der Erde gehn und immer gehn, er dachte an aller Brüste und Schenkel, daß ihm das Blut aufsiedete, und wußte, wie er seine Sünden nicht zu Ende hatte tun dürfen —

Und er fluchte Gott, und trat lachend und fluchend hastig unter die Teufel.

III DIE ERWECKUNG DES CETHEGUS

In Herkulanum hatte es ein englischer Forscher vermocht, in den Leichen der vor zwei Jahrtausenden in der Lava Erstarrten neues Leben zu wecken. Er hatte diese Leichen zu seinen Versuchen gewählt, weil in ihnen das Leben nicht zu Ende verströmt und versandet, sondern in jähem Anfall erstickt war, in einem Gewebe von Drähten hatte er wunderbare Ströme und Strahlen auf sie geleitet, und es war ihm geglückt, einen Arm zum Stoß, ein Bein zur Erhebung, ein Auge zum Aufschlag zu bringen.

Nun trieb es ihn, sein Wunder allem Volk zu zeigen. Er ließ Tische auf der Straße aufschlagen und mit hellen Tüchern belegen, und trug in den eignen Armen den eingetrockneten Leichnam eines Römers, den der Tod für immer in die Krümmung des angstvollen Laufens geschlagen hatte, aus seinem Gewölbe. Rings bestaunte viel schweigendes Volk den dürren braunen Leib, um den sich der Gelehrte geschäftig mühte. Nun hatte er ihn fest und sichtbar gebettet, nun war das Drahtnetz gelegt, die Ströme wurden eingeschaltet und wirkten. Ein Zittern lief durch die hart gebognen Glieder, sie regten und streckten sich. Und langsam schlug der Tote die starren Augen auf.

Er bewegte schwer den Kopf und tat den Mund auf: seine steife Zunge stieß wenige Laute einer verschollenen Sprache heraus, die in die sonnenhelle Straße dumpf wie in eine nie betretne Höhlung schlugen.

Da geschah es, daß der Forscher vor dem Dunklen, daß sich vor ihm ins Licht aufhob, in Zögern geriet und seine Drähte verwirrte. Und bei dem so dem halb noch Toten entquälten Stöhnen faßte alles gedrängte Volk, das fassungslos sah und hörte, ein solches Grauen, daß es sich ganz vergaß, laut schreiend vorstürmte und, über den erschrockenen Wundermann hinbrechend, den Erweckten zum zweiten Male erwürgte.

IV. DER WANDRER FRANZISKUS

Klagend sprach ein Mädchen zu Franziskus, der neben ihr am Wegrand ruhte: »Ich klage dich an, daß du mir treulos warst, als wir uns liebten. Daß du andre in deine Arme nahmst, wenn noch mein Geruch an deinen Kleidern hing. Oft dachtest du an andre, wenn du mich umfaßtest!« Und sah ihm anklagend auf die Stirne.

Er blieb gelassen ruhn, doch faßte er ihre Hand und antwortete ihr: »Glaubst du, daß du mit andern Mädchen allein meine Liebe teilst? Weißt du nicht, daß ich den Wind mehr liebe als dich und die andern? Und denkst du, wie mein Blick von deinen Brüsten auf die weißen Narzissen am Wege ging, wie ich sie liebte und deine Lust vergaß? In jeder Nacht, die ich bei dir war, schlugen große Vögel mit schwarzen Schwingen laut an unser Fenster, und ich vergaß dich und flog ihnen liebestrahlend zu —« Seine Augen erhellten sich und er stemmte sich auf: »Ich klage dich an, Giovanna, daß du Treue von mir verlangst!«

Da bog sich das Mädchen jäh von ihm und ging, daß ihr Kleid rauschte, mit Klagen von ihm weg. Franziskus lag noch eine Weile, dann ging er den Weg nach seinem andern Ziel. Der Schatten Giovannas stand noch in seinen Augen, und langsam stach ein feiner Schmerz in seine Brust, wenn ihre klagende Stimme in ihm auferstand. Als ihn aber der erhöhte Weg zum Abend trug, daß es wie breites Rollen roter Flut vor seinen Füßen war, schüttelte er leicht die Schultern: »Die Sonne geht unter, und ich denke an das Herz eines Mädchens!« sagte er und hob die Augen.

Und als er Stunden später gestillten Herzens in die Nacht wanderte, dachte er lächelnd: — »dunkle Weiden starren über meinen Weg —«, und schritt.

V. DIE SÜNDEN DES HEILIGEN FRANZ VON ASSISI

Als Giovanni Bernadone, den seine Freunde Franziskus nannten, sich ein wenig vom Heere entfernt hatte, traf er eine Dirne, grüßte sie: »Liebe Schwester«, faßte lachend nach ihrer Brust und ging, nachdem sie etwas geplaudert hatten, um bis zum Weitermarsche in ihrem Hause zu wohnen.

Das Mädchen hatte eine Schwester, die Bianca hieß und ein dunkles Kind von etwa neun Jahren war. Die traf Franziskus abends, als sie sich damit vergnügte, einen kleinen bunten Reifen mit einem Stäbchen in die Höhe zu schnellen und nachspringend wieder darauf zu fangen. Er sah verborgen zu, wie sie für sich spielte und nur bei manchem Sprunge leise jauchzte, und ihn überkam, als er ihre Glieder in der Regung sah, die Lust, sich so zu dehnen. Er trat vor und bat sie um den Reifen. Als sie verschüchtert still blieb, nahm er ihn ihr und warf ihn, daß sie ihn fangen solle. Sie hielt den Stab in schlaffer Hand spitz zur Erde, und der Reifen schlug auf den Sand. Da rief Franziskus zu dem Mädchen, das sein Lachen nicht sah, er werde sie beißen, da sie nicht freundlich zu ihm sei. Sie hob heiße Angst in den Augen zu ihm auf, und als Franziskus, obwohl allmählich ein Unbehagen trübend in seine spielende Laune quoll, die Augen funkeln ließ und ihren Arm faßte, rannte sie stumm davon. Und Franziskus trug ein in Schreck und jäher Reue verhärtetes Lachen ins Haus.

Er sah Bianca nicht bis an den nächsten Morgen und hatte ganz vergessen, was sich begeben hatte. Er traf sie auf dem Wege, als ein großer Korb, übervoll von Früchten, ihm lästig wurde, und gab ihn unbedenklich schnell dem Kinde zu tragen. Er ging neben ihr so tief in Gedanken, daß er die Mühe ihrer Schritte nicht wahrnahm. Erst als sie leise stöhnte und er, sich wendend, Tränen aus ihren Augen fallen sah, verglich er das Gewicht des Korbes ihrem mageren Mädchenleibe. Da stand er mit blassen Lippen, erschreckt, und warf den Korb zornig auf den Sand, sammelte die Früchte wieder auf, und stand vor ihr.

Und wenig später sprach er sie an, mit sanfter weicher Stimme

sagend: »Noch einmal muß ich dich quälen, Bianca!« Und bat sie, ihn den Weg vom Dorfe in die Berge zu führen. Er ging an ihrer Hand einen springenden Weg durch den Wald hinan. Als die Wolken stiegen, blieb er stehn, legte die willenlose Hand des Kindes auf seine Stirn und kniete so eine Weile. Er sah ihr nach, wie sie ernst und langsam wieder zum Dorf hinabwanderte, dann kehrte er seinen Schritt nach oben.

Als es dunkel wurde, blieb er atmend stehn und war wie aus der Weite zurückgekehrt. »Einen braunen Mantel«, dachte er, »trug das Mädchen, mit weiß gegürtet!« Und mühsam stieg er weiter, die Stirn gesenkt. Denn der Segen dieser Kinderhand wog schwer.

VI. SEBASTIAN IM GESTÜHL

Es flimmerte vor Dunkelheit bis hoch in die Kirche, als der heilige Sebastian auf dem Altarbilde sich aufrichtete, schwankend im Rahmen stand und heraustrat. Er war sehr groß, wie er vor den Tisch trat und sich bekreuzte.

Er ging in müder Haltung, den Kopf etwas nach links geneigt, nach dem Seitenschiff und betrat einen Beichtstuhl. Als er sich niederließ, bemerkte er, daß schon eine Gestalt hinter dem vergitterten Fenster wartete, um ihre Bekentnisse befragt zu werden. Doch schwieg er noch und sah die Erscheinung, die ganz im Dunkeln saß, nicht an.

Da hob sie eine klare Stimme, der nicht anzuhören war, ob sie von Mann oder Frau komme, und sie fragte Sebastian, warum er heilig geworden sei. Eine fremde Kraft zwang ihn zur Antwort, aber er fand, daß er es nicht recht wußte. Und er sann, und begann von der Kraft und zarten Schwäche seines Geistes viel zu sprechen, und von der großen Traurigkeit, die seine Tage erfüllt und sich in die letzten hellsten Winkel ihrer Stunden verteilt hatte. Doch die Stimme unterbrach ihn und fragte ihn, ob er glücklich sei in seiner Heiligkeit. Da senkte er zögernd den Kopf tiefer, und sagte leise nein, und wünschte heiß, im Kampfe seines Lebens unterlegen zu sein, und fühlte sich sehr traurig.

Als er aufschaute, fehlte die Gestalt. Er erhob sich und ging, den Kopf zur Seite geneigt, langsam zurück durch die Kirche. Das Dunkel

war jetzt so hart über ihm, daß die Balken in der Höhe wie gebrochen taumelten. Er trat wieder in den Rahmen, er zuckte nicht, als die Pfeile von neuem in sein Fleisch bohrten.

Dann aber, als er ruhig stand, fügte sich sein Gesicht tiefer zurück in die namenlose Traurigkeit der Heiligen.

Rudolf Leonhard.

ZWISCHEN DEN KLEINEN SEEN

(Fortsetzung)

MOND

Sieh! Über den finstern Kiefern geht der Mond auf . . .

Sein goldener Spiegel schwebt zwischen den unabsehbaren Kulissen der Abendbläue. Langsam erlischt das Rampenlicht des Sees.

Waren wir ihrer nicht auch schon überdrüssig, dieser Feuerwerke, die, wie auf das Zeichen eines Zauberers, der in die Hände schlägt, die Herrlichkeit des Lichtes abwandelten von Stufe zu Stufe, hell ab ins Versunkene lodernd?

Sehr hübsch! der Effekt in Lila und Karmin, als der malvenfarbene Himmel sich so tief über die roten Glasbeete des Sees neigte, daß er mit Millionen gläsernen Blüten darunter zu funkeln schien.

Ein Pole weiß, wann Musik am Platze ist. Nachdem Poninski eine Weile zugehört hatte, wie wir schwiegen, ging er und ließ Raoul Pugno auf dem Pianola die Stimme der Natur begleiten. Dann faßte er sich geduldig und mit rätselhaften Blicken auf die Frauen, bis die Arie zwischen Himmel und Erde zu Ende war.

Dabei hatte er das Glück, daß du ihn warm ansahst. Wirklich, es dauerte lange, bis du es merktest . . . vielleicht dachtest du an deine erste Liebe oder an das Buch, das du gestern gelesen hast oder an eine Erzählung deiner Köchin . . . und deinen Blick, ausgleichend, auf Hanssen übergehn ließest. Der stand dicht hinter seiner Frau, so daß er sie fast berührte: unbeweglich. Manchmal lehnte sie ganz leicht den Kopf zurück. Es war, in der Starrheit des Himmels und dem bewegten Schweigen, eine wunderbare Art der Liebkosung.

Die mondäne Melancholie schmeichelte deiner Fröhlichkeit, und richtig lächeltest du versagend, als die Szene in Trauer gehüllt wurde und die Tauchenten mit den kleinen Kronen schattenhaft auf die Schilfinsel zuglitten . . .

Jetzt aber schwebt der Mond herauf.

Der Mond wird immer heller von den vielen leidvollen Gesichtern, die sich ihm auf Erden zuwenden.

Doch du, du sitzt vor dem Abend wie vor deinem Toilettentisch und spiegelst dich im goldenen Oval. Deine Hände spielen mit glitzernden Gegenständen, ich höre Kristallschalen klirren. Du streichst dir prüfend übers Haar.

Und du bist selbst so leicht unter diesem Himmel, der sich feierlich bestirnt, dünn und hell wie eine Puderwolke . . .

Und du erhobst dich und sprachst mit der Stimme deiner Tochter. Ich wunderte mich, halb verlegen, halb geschmeichelt, über dein altkluges Benehmen. Du warst es, die mich an die Hand nahm, als wir aufbrachen, um ein wenig in den Wald zu gehn, genau, wie wenn Beate mich auf ihren kleinen Spaziergängen mitnimmt. Und, wie Beate, trugst du ein gleichgültiges Wesen zur Schau und wartetest mit abgewandtem Gesicht, daß ich die Unterhaltung begann.

Aber ich hatte keine Lust, und die Folge war, daß Poninski, der, vom Schweigen der Hanssen abgestoßen, bei uns Hilfe suchte, plötzlich mit einem lauten Seufzer zwischen den schwarzen Bäumen verschwand. Wir hörten am Knacken der Zweige, wie er sich eilig entfernte.

»Wir finden nie zurück!« sagtest du, ehrlich verzweifelt, wie im Märchen.

Wir blieben stehn. Es war tief still. Der Mond hing gelbe Seidenquasten in den Wald.

ANGELICA

Sie saßen in einer Charlottenburger Bar, von ihrer Freundschaft erfüllt und kaum erstaunt über die Verschiedenheit ihrer Weltanschauung. Denn sie stritten sich. Sie stritten sich über die Polizei.

»Komm in meine Liebeslaube« stürmten die Geigen. Ein Mann

war auf das Büfett gestiegen und schrie: Kikeriki! Die ganze Bar antwortete: Kikeriki!

Der Mann auf dem Büfett, der den ausgezeichneten Einfall gehabt hatte, Kikeriki zu rufen, wurde von zwei glänzend verschwitzten Damen auf die Schultern genommen und im Triumph durch die Bar getragen. Er benutzte den Augenblick der Überlegenheit, um den Frauen, an denen er vorbeikam, mit der Spitze seiner Lackstiefel die Nase zu kitzeln. Aber damit erzielte er einen so großen Erfolg, daß die beiden, die ihn trugen, eifersüchtig wurden und seine Beine festhielten.

Pauline rief, zu ihrer Freundin gewandt:

»Die Polizei kann mich — !«

»Pst!« machte Angelica erschrocken.

Wie der Nachtigallensang, der aus gemächlichem Liebesgeplauder plötzlich heiß aufschwillt, wie Rufe und Freudentränen eines stürmischen Wiedersehns, wie leichte Blutnebel, die durch tausend Äderchen aus dem Herzen in den Kopf und in die Augen fliegen und das Gehirn mit süßem Schreck erfüllen, so stürmte es aus den Geigen hinter dem Vorhang: »Komm in meine Liebeslaube«.

»Jawohl!« wiederholte Pauline, »Beim Polizeipräsident angefangen — «

Angelica zuckte zusammen, ihre Augen wurden noch größer, noch schwärzer, ihr Lächeln flirrte weit um ihren Mund.

»O, er ist gerecht«, flüsterte sie eindringlich.

Sie beugte sich nieder und küßte Pauline auf den Mund, lang und andächtig. Da blieb die aufrührerische Pauline still, ganz blaß unter dem blonden Puder.

Arme Angelica! Sie war eine gläubige Natur. Sie schwatzte Gebete.

Bei jeder Rührung, die sie überkam, falteten ihre Hände sich von selbst. Sie hatte von Jugend auf sehr viel mit der Polizei zu tun gehabt. Es hatte ihr oft Gefahr gedroht, und sie lernte beten, ohne es zu wissen, in der Angst, daß es ihr schlecht erginge, daß man sie im Sommer einsperrte, daß man ihr weh täte, wenn sie gesund war, daß man über sie herfiele, wenn sie es gerade einmal schön hatte.

Allmählich aber war sie dahinter gekommen, daß es keinen Zufall gab, daß vielmehr alles nach bestimmten Gesetzen geschah, die der Berliner Polizeipräsident aufstellte.

Diese Gesetze sahen offenbar eine kürzere oder längere Zeit vor, in der sie vollkommen in Ruhe gelassen wurde, und die Sicherheit, die sie so in ihrem Leben entdeckte, schien ihr eine unfaßbare Gnade des Himmels, wie sie das Unglück als eine notwendige Strafe derselben Gewalt hinnahm.

Darum konnte niemand aus tieferem, andächtigerem Herzen dankbar sein, als Angelica in ihren guten Tagen. Jede ihrer Stunden war ein inbrünstiges Gebet, daß es diesmal gerade solang und wenn möglich noch ein bißchen länger so schön bliebe, als das letztemal. Sie schmeichelte dem Gewaltigen mit tiefer Reue darüber, daß sie sein Mißfallen erregt hatte. Sie stellte sich in ihren Gedanken kindlich, damit er sie nicht ganz ernst nahm. Sie nahte sich ihm zutraulich, mit den schlenkernden Armbewegungen eines Mädchens, damit er auf soviel Unschuld hereinfiel und voll Rührung ins Revier telephonierte, daß er für Angelica eine weitere Gnadenfrist befehle, und und sie hatte Visionen. Sie sah, wie der Schutzmann am Fernsprecher die Hacken zusammenschlug und errötend: »Zu Befehl, Herr Polizeipräsident!« stammelte.

Aber wenn sie auf diese Weise zwei- oder dreimal einen Aufschub erwirkt hatte und wußte, daß weiteres Bitten und Flehen nun doch nichts mehr nutzen würde, da tat sie einen Ruck und einen großen Sprung, wie um zu entwischen, und wurde leichtsinnig. Manchmal traf es sie schnell, mitten in einer Gemeinheit, manchmal geschah aber auch nichts. Dann kam eine fürchterliche Angst vor einer besonders raffinierten Strafe über sie, deren Vorbereitung wegen ihrer ausgesuchten Grausamkeit so lange Zeit beanspruchte, und sie kroch zitternd und zähneklappernd in den Schatten des Mächtigen zurück.

Ihr schien keiner so hoch eingesetzt über das Schicksal der Menschen, wie er. Der lächelnde oder finstere Himmel über Großberlin war die Hand des Polizeipräsidenten. Alle Straßen über der Berliner Erde und unter ihr liefen in den Rinnen seiner Hand. Wenn ein Gewitter losbrach, so war es, weil er zornig die Hand ballte. Dann sprühte sein Brillantring auch die schrecklichen Blitze, vor denen Angelica sich zu Tod gefürchtet hätte, wenn sie nicht überzeugt gewesen wäre, daß die gesamte Feuerwehr von Groß-Berlin mit angehaltenem Atem auf das gefährliche Himmelsfeuer aufpaßte . . . Aber wie schön

war die Welt, wenn er ausgedonnert und fertig geblitzt hatte und durch ein breites sonniges Lächeln über ganz Berlin anzeigte, daß sein Zorn verraucht und er jetzt wieder gut sei!

Dann konnte die sehr üppige Angelica vor lauter Freude fast schlank erscheinen, und ihre Augen strahlten, daß selbst die Schutzleute ihr lächelnd zunickten. Sie wäre um alles in der Welt gern in einer offenen Droschke gefahren. Leider durfte sie nicht. Es war verboten. Sie hätte es vielleicht trotzdem gewagt, aber sie wollte nicht undankbar sein . . .

»Wie sieht er denn eigentlich aus?« fragte Pauline. »Erst müßte ich ihn doch mal sehn — verstehste!«

Angelica hatte ihn nie gesehn!

Sie lächelte. »Aber ich weiß doch, wie er aussieht. Groß und breitschultrig, mit einem blonden Vollbart und großen blauen Augen . . .«

Und sie beugte sich schnell zu Pauline und küßte sie mit geschlossenen Augen, lang und andächtig, damit sie ihr glaubte.

René Schickele.

(Fortsetzung folgt.)

DIALOG VOM GRAL

Der alte Türmer:
(lugt aus gegen West)

Weh, Sonne, gehst doch wieder
Und hinter dir schleicht Nacht.
Weh, Sonne, logst doch wieder:
Wiedrum vergebliche Wacht.

Der junge Türmer:
(ihm gegenüber, blickt gen Ost)

Abend, du, was greifst nach mir,
Will dich nicht, kühle Ruh!
Bin doch jung, bin doch hell —
Was zwingst den Blick mir zu!

Der alte Türmer:

Wehrte auch ich mich dem Schreiten der Nacht,
Einst — da voll Glaubens ich harrte — —
Kein Erlöser kam. In der Zeiten Schacht
Glitt mein Hoffen, der Blick erstarrte.

Der junge Türmer:

Und wurdest alt. Mein Hoffen gischt
Über deines Zweifelns Klippen:
Werd ihn erleben, eh mein Blick erlischt,
Und verkünden mit diesen Lippen:
Der Erlöser naht! So öffnet das Tor
Dem freudetragenden Held!
Sein Herz kennt nicht Zweifel — im Blumenflor
Bringt er uns wieder die Welt:
Den Glauben an die Tauglichkeit
Des Seins, an die Fülle im Leben —
Reines Empfangen — Vergessenheit
Der wühlenden Zweifel am Leben!

Der alte Türmer:
...Nein. Ist keiner der aus sich glaubt
An Bejahung und Fülle der Stunden.'
Sie schleichen dahin, welk und entlaubt —
Keiner an dem wir gesunden.

Der junge Türmer:
Käm er doch! Was kommt er nicht!
Was könnt er Ruhm doch werben:
Der schönsten Frauen Angesicht
Tät vor ihm purpurn sich färben!

Der alte Türmer:
Künftige beugten das Knie vor ihm,
Der Bejahung uns wiederbrächte,
Und niederschwebten die Cherubim
Zu ihm — der den Gral neu entfächte — —
Doch die uns kamen, krankten am Sein
Wie wir...

Der junge Türmer:
Wie wir. — Währt fort die Pein?
Männer, Frauen — stark und schön,
Und unnachgiebig türmen sich um sie
Unsres Hindämmerns graue Wände!

Der alte Türmer:
Was tut es: weiterhin schluchzt der Föhn,
Wir leben weiter — und wissen nicht, wie —
Und heben zum Himmel kraftlose Hände...
Er späht in den Abend:
— — Schwarz die Sicht — verlassen die Fluh —

Der junge Türmer dehnt die Arme:
— — Ein blondes, lächelndes Angesicht —
Mir fallen die Augen zu...
Stille: sie schlafen beide.

Eduard Kehlmann.

DER GOLEM

ROMAN

I

SCHLAF

Das Mondlicht fällt auf das Fußende meines Bettes und liegt dort wie ein großer heller flacher Stein.

Wenn der Vollmond in seiner Gestalt zu schrumpfen beginnt und seine rechte Seite fängt an zu verfallen, — wie ein Gesicht, das dem Alter entgegengeht, zuerst an einer Wange Falten zeigt und abmagert, — dann bemächtigt sich meiner um solche Zeit des Nachts eine trübe qualvolle Unruhe.

Ich schlafe nicht und wache nicht, und im Halbtraum vermischt sich in meiner Seele Erlebtes mit Gelesenem und Gehörtem, wie Ströme von verschiedener Farbe und Klarheit zusammenfließen.

Ich hatte über das Leben des Buddha Gotama gelesen, ehe ich mich niedergelegt, und in tausend Spielarten zog jetzt der Satz immer wieder von vorne beginnend durch meinen Sinn:

»Eine Krähe flog zu einem Stein hin, der wie ein Stück Fett aussah, und dachte: vielleicht ist hier etwas Wohlschmeckendes. Da nun die Krähe dort nichts wohlschmeckendes fand, flog sie von da fort. Wie die Krähe, die sich dem Stein genähert, so verlassen wir — wir die Versucher — den Asketen Gotama, da wir den Gefallen an ihm verloren haben.«

Und das Bild von dem Stein, der aussah wie ein Stück Fett, wächst ins Ungeheuerliche in meinem Hirn.

Ich schreite durch ein ausgetrocknetes Flußbett und hebe glatte Kiesel auf. —

Graublaue mit eingesprengtem glitzerndem Staub, über die ich nachgrüble und nachgrüble und doch mit ihnen nichts anzufangen weiß, —

dann schwarze mit schwefelgelben Flecken wie die steingewordenen Versuche eines Kindes, plumpe gesprenkelte Molche nachzubilden.

Und ich will sie weit von mir werfen, diese Kiesel, doch immer fallen sie mir aus der Hand, und ich kann sie aus dem Bereich meiner Augen nicht bannen.

Alle jene Steine, die je in meinem Leben eine Rolle gespielt, tauchen auf rings um mich her.

Manche quälen sich schwerfällig ab, sich aus dem Sande ans Licht emporzuarbeiten — wie große schieferfarbene Taschenkrebse, wenn die Flut zurückkommt, und als wollten sie alles daransetzen, meine Blicke auf sich zu lenken, um mir Dinge von unendlicher Wichtigkeit zu sagen.

Andere — erschöpft — fallen kraftlos zurück in ihre Löcher und geben es auf, je zu Worte zu kommen.

Zuweilen fahre ich empor aus dem Dämmer dieser halben Träume und sehe für einen Augenblick wiederum den Mondschein auf dem gebauschten Fußende meiner Decke liegen wie einen großen hellen flachen Stein, um blind von neuem hinter meinem schwindenden Bewußtsein herzutappen, ruhelos nach jenem Stein suchend, der mich quält, — der irgendwo verborgen im Schutte meiner Erinnerung liegen muß und aussieht wie ein Stück Fett.

Eine Regenröhre muß einst neben ihm auf der Erde gemündet haben, male ich mir aus, — stumpfwinklig abgebogen, die Ränder von Rost zerfressen, und trotzig will ich mir im Geiste ein solches Bild erzwingen, um meine aufgescheuchten Gedanken zu belügen und in Schlaf zu lullen.

Es gelingt mir nicht.

Immer wieder und immer wieder mit alberner Beharrlichkeit behauptet eine eigensinnige Stimme in meinem Innern — unermüdlich wie ein Fensterladen, den der Wind in regelmäßigen Zwischenräumen an die Mauer schlagen läßt: es sei das ganz anders, das sei gar nicht der Stein, der wie Fett aussehe.

Und es ist von ihr nicht loszukommen.

Wenn ich hundertmal einwende, alles das sei doch ganz nebensächlich, so schweigt sie wohl eine kleine Weile, wacht aber dann unvermerkt wieder auf und beginnt hartnäckig von neuem: gut, gut, schon

recht, es ist aber doch nicht der Stein, der wie ein Stück Fett aussieht. —

Langsam beginnt sich meiner ein unerträgliches Gefühl von Hilflosigkeit zu bemächtigen.

Wie es weiter gekommen ist, weiß ich nicht. Habe ich freiwillig jeden Widerstand aufgegeben, oder haben sie mich überwältigt und geknebelt, — meine Gedanken?

Ich weiß nur, mein Körper liegt schlafend im Bett und meine Sinne sind losgetrennt und nicht mehr an ihn gebunden. —

Wer ist jetzt »ich«, will ich plötzlich fragen, da besinne ich mich, daß ich ja kein Organ mehr besitze, mit dem ich Fragen stellen könnte; dann fürchte ich, die dumme Stimme werde wieder aufwachen und von neuem das endlose Verhör über den Stein und das Fett beginnen.

Und so wende ich mich ab.

II

TAG

Da stand ich plötzlich in einem düsteren Hofe und sah durch einen rötlichen Torbogen gegenüber — jenseits der engen schmutzigen Straße — einen jüdischen Trödler an einem Gewölbe lehnen, das an den Mauerrändern mit altem Eisengerümpel, zerbrochenen Werkzeugen, verrosteten Steigbügeln und Schlittschuhen und vielerlei anderen abgestorbenen Sachen behangen war.

Und dieses Bild trug das quälend eintönige an sich, das alle jene Eindrücke kennzeichnet, die tagtäglich so und so oft wie Hausierer die Schwelle unserer Wahrnehmung überschreiten, und rief in mir weder Neugierde noch Überraschung hervor.

Ich war mir bewußt, daß ich schon seit langer Zeit in dieser Umgebung zu Hause sei.

Auch diese Empfindung hinterließ mir trotz ihres Gegensatzes zu dem, was ich doch vor kurzem noch wahrgenommen und wie ich hierher gelangt, keinerlei tieferen Eindruck. — —

Ich muß einmal von einem sonderbaren Vergleich zwischen einem Stein und einem Stück Fett gehört oder gelesen haben, drängte sich

mir plötzlich der Einfall auf, als ich die ausgetretenen Stufen zu meiner Kammer emporstieg und mir über das speckige Aussehen der Steinschwellen flüchtige Gedanken machte.

Da hörte ich Schritte die oberen Treppen über mir vorauslaufen, und als ich zu meiner Tür kam, sah ich, daß es die vierzehnjährige rothaarige Rosina des Trödlers Aaron Wassertrum gewesen war.

Ich mußte dicht an ihr vorbei und sie stand mit dem Rücken gegen das Stiegengeländer und bog sich lüstern zurück.

Ihre schmutzigen Hände hatte sie um die Eisenstange gelegt, — zum Halt — und ich sah, wie ihre nackten Unterarme bleich aus dem trüben Halbdunkel hervorleuchteten.

Ich wich ihren Blicken aus.

Mich ekelte vor ihrem zudringlichen Lächeln und diesem wächsernen Schaukelpferdgesicht.

Sie muß schwammiges weißes Fleisch haben wie der Axolotl, den ich vorhin im Salamanderkäfig bei dem Vogelhändler gesehen habe, fühlte ich. —

Die Wimpern Rothaariger sind mir widerwärtig wie die eines Kaninchens.

Und ich sperrte auf und schlug rasch die Türe hinter mir zu. — —

Von meinem Fenster aus konnte ich den Trödler Aaron Wassertrum vor seinem Gewölbe stehen sehen.

Er lehnte am Eingang der dunklen Wölbung und zwickte mit einer Beißzange an seinen Fingernägeln herum.

War die rothaarige Rosina seine Tochter oder seine Nichte? — Er hatte keine Ähnlichkeit mit ihr.

Unter den Judengesichtern, die ich Tag für Tag in der Hahnpassgasse auftauchen sehe, kann ich deutlich verschiedene Stämme unterscheiden, die sich so wenig durch die nahe Verwandtschaft der einzelnen Individuen verwischen lassen, wie sich Öl mit Wasser vermengen wird. — Da darf man nicht sagen: die dort sind Brüder oder Vater und Sohn.

Der gehört zu jenem Stamm und dieser zu einem andern, das ist alles, was sich aus den Gesichtszügen lesen läßt. —

Was bewiese es auch, wenn selbst Rosina dem Trödler ähnlich sähe!

Diese Stämme hegen einen heimlichen Ekel und Abscheu voreinander,

der sogar die Schranken der engen Blutsverwandtschaft durchbricht, — aber sie verstehen ihn geheim zu halten vor der Außenwelt, wie man ein gefährliches Geheimnis hütet.

Kein einziger läßt ihn durchblicken, und in dieser Übereinstimmung gleichen sie haßerfüllten Blinden, die sich an ein schmutzgetränktes Seil klammern, — der eine mit beiden Fäusten, ein anderer nur widerwillig mit einem Finger, alle aber von abergläubischer Furcht besessen, daß sie dem Untergang verfallen müssen, sobald sie den gemeinsamen Halt aufgeben und sich von den übrigen trennen.

Rosina ist von jenem Stamme, dessen rothaariger Typus noch abstoßender ist, als der der andern. Dessen Männer engbrüstig sind und lange Hühnerhälse haben mit vorstehendem Adamsapfel. —

Alles scheint an ihnen sommersprossig und ihr ganzes Leben leiden sie unter brünstigen Qualen, diese Männer — und kämpfen heimlich gegen ihre Gelüste einen ununterbrochenen erfolglosen Kampf von immerwährender widerlicher Angst um ihre Gesundheit gefoltert.

Ich war mir nicht klar, wieso ich Rosina überhaupt in verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Trödler Wassertrum bringen konnte.

Nie habe ich sie doch in der Nähe des Alten gesehen oder bemerkt, daß sie jemals einander etwas zugerufen hätten. —

Auch war sie fast immer in unserem Hofe oder drückte sich in den dunkeln Winkeln und Gängen unseres Hauses umher.

Sicherlich halten sie alle meine Mitbewohner für eine nahe Verwandte oder zu mindest Schutzbefohlene des Trödlers, und doch bin ich überzeugt, daß auch kein einziger einen Grund für solche Vermutungen anzugeben vermöchte.

Ich wollte meine Gedanken von Rosina losreißen und sah von dem offenen Fenster meiner Stube hinab auf die Hahnpassgasse.

Als habe Aaron Wassertrum meinen Blick gefühlt, wandte er da plötzlich sein Gesicht zu mir empor.

Sein starres gräßliches Gesicht mit den runden Fischaugen und der klaffenden Oberlippe, die von einer Hasenscharte gespalten ist.

Wie eine menschliche Spinne kam er mir vor, die die feinste Berührung ihres Netzes spürt, so teilnahmslos sie sich auch stellt.

Und wovon er nur leben mag? Was denkt er und was ist sein Vorhaben?

Ich wußte es nicht.

An den Mauerrändern seines Gewölbes hängen unverändert Tag für Tag, jahraus jahrein dieselben toten wertlosen Dinge.

Mit geschlossenen Augen hätte ich sie hinzeichnen können: hier die verbogene Blechtrompete ohne Klappen, das vergilbte Bild auf Papier gemalt mit den so sonderbar zusammengestellten Soldaten. Dann eine Guirlande verrosteter Sporen an einem schimmligen Lederriemen und anderes halb vermodertes Gerümpel.

Und vorne auf dem Boden, dicht nebeneinander geschichtet, so daß niemand die Schwelle des Gewölbes überschreiten kann, eine Reihe runder eiserner Herdplatten. —

Alle diese Dinge nahmen an Zahl nie zu, nie ab, und blieb wirklich hier und da einmal ein Vorübergehender stehen und fragte nach dem Preis des einen oder andern, geriet der Trödler in heftige Erregung.

In grauenerregender Weise zog er dann seine Lippe mit der Hasenscharte empor und sprudelte gereizt irgend etwas unverständliches in einem gurgelnden, stolpernden Baß hervor, daß dem Käufer die Lust weiter zu fragen verging und er abgeschreckt seinen Weg fortsetzte.

Der Blick des Aaron Wassertrum war blitzschnell von meinen Augen abgeglitten und ruhte jetzt mit gespanntem Interesse an den kahlen Mauern, die vom Nebenhause an mein Fenster stoßen.

Was konnte er dort nur sehen?

Das Haus steht doch mit dem Rücken gegen die Hahnpassgasse und seine Fenster blicken in den Hof! Nur eines ist in die Strasse gekehrt.

Zufällig schienen die Räume, die nebenan in derselben Stockhöhe wie die meinigen liegen — ich glaube sie gehören zu einem winkligen Atelier — in diesem Moment betreten worden zu sein, denn durch die Mauern hörte ich plötzlich eine männliche und eine weibliche Stimme miteinander reden. —

Unmöglich konnte das aber der Trödler von unten aus wahrgenommen haben! — — —

Vor meiner Tür bewegte sich jemand und ich erriet, es ist immer noch Rosina, die draußen im Dunkeln steht in begehrlichem Warten, daß ich sie doch vielleicht zu mir hereinrufen wolle.

Und unten, ein halbes Stockwerk tiefer, lauert der blatternarbige

halbwüchsige Loisa auf den Stiegen mit angehaltenem Atem, ob ich die Tür öffnen werde, und ich spürte förmlich den Hauch seines Hasses und seine schäumende Eifersucht bis herauf zu mir.

Er fürchtet sich näher zu kommen und von Rosina bemerkt zu werden. — Er weiß sich von ihr abhängig wie ein hungriger Wolf von seinem Wärter und möchte doch am liebsten aufspringen und besinnungslos seiner Wut die Zügel schießen lassen! — — —

Ich setzte mich an meinen Arbeitstisch und suchte meine Pinzetten und Stichel hervor.

Aber ich konnte nichts fertig bringen und meine Hand war nicht ruhig genug, die feinen japanischen Gravierungen auszubessern.

Das trübe düstere Leben, das an diesem Hause hängt, läßt mein Gemüt nicht still werden und immer tauchen alte Bilder in mir auf.

Loisa und sein Zwillingsbruder Jaromir sind wohl kaum ein Jahr älter als Rosina.

An ihren Vater, der Hostienbäcker gewesen, konnte ich mich kaum mehr erinnern, und jetzt sorgt für sie, glaube ich, ein altes Weib.

Ich wußte nur nicht, welche es war unter den vielen, die versteckt im Hause wohnen wie Kröten in ihrem Schlupfwinkel.

Sie sorgt für die beiden Jungen, das heißt sie gewährt ihnen Unterkunft, dafür müssen sie ihr abliefern, was sie gelegentlich stehlen oder erbetteln. — —

Ob sie ihnen wohl auch zu essen gibt? Ich konnte es mir nicht denken, denn erst spät abends kommt die Alte heim. —

Leichenwäscherin soll sie sein.

Loisa, Jaromir und Rosina sah ich, als sie noch Kinder waren, oft harmlos im Hof zu dritt spielen.

Die Zeit aber ist lang vorbei. —

Den ganzen Tag war Loisa jetzt hinter dem rothaarigen Judenmädel her.

Zuweilen sucht er sie lange umsonst, und wenn er sie nirgends finden kann, dann schleicht er sich vor meine Tür und wartet mit verzerrtem Gesicht, daß sie heimlich hierher komme.

Da sehe ich ihn, wenn ich bei meiner Arbeit sitze, im Geiste draußen in dem winkligen Gange lauern den Kopf mit dem ausgemergelten Genick horchend vorgebeugt.

Manchmal bricht dann durch die Stille plötzlich ein wilder Lärm. Jaromir, der taubstumm ist und dessen ganzes Denken eine ununterbrochene wahnsinnige Gier nach Rosina erfüllt, irrt wie ein wildes Tier im Hause umher, um sein unartikuliertes heulendes Gebell, daß er vor Eifersucht und Argwohn halb von Sinnen ausstößt, klingt so schauerlich, daß einem das Blut in den Adern stockt.

Er sucht die beiden, die er stets beieinander vermutet — irgendwo in einem der tausend schmutzigen Schlupfwinkel versteckt — in blinder Raserei, immer von dem Gedanken gepeitscht, seinem Bruder auf den Fersen sein zu müssen, daß nichts mit Rosina vorgehe, von dem er nicht wisse.

Und gerade diese unaufhörliche Qual des Krüppels ist, ahnte ich, das Reizmittel, das Rosina antreibt sich stets von neuem mit dem andern einzulassen.

Wird ihre Neigung oder Bereitwilligkeit schwächer, so ersinnt Loisa immer wieder besondere Scheußlichkeiten, um Rosinas Gier von neuem zu entfachen.

Da lassen sie sich scheinbar oder wirklich von dem Taubstummen ertappen und locken den Rasenden heimtückisch hinter sich her in dunkle Gänge, wo sie aus rostigen Faßreifen, die in die Höhe schnellen, wenn man auf sie tritt, und eisernen Rechen — mit den Spitzen nach oben gekehrt — bösartige Fallen errichtet haben, in die er stürzen muß und sich blutig fällt.

Von Zeit zu Zeit denkt sich Rosina, um die Folter aufs äußerste anzuspannen, auf eigene Faust etwas höllisches aus.

Dann ändert sie mit einem Schlage ihr Benehmen zu Jaromir und tut, als fände sie plötzlich Gefallen an ihm.

Mit ihrer ewig lächelnden Miene teilt sie dem Krüppel hastig Dinge mit, die ihn in eine fast irrsinnige Erregung versetzen, und sie hat sich dazu eine geheimnisvoll scheinende nur halbverständliche Zeichensprache ersonnen, die den Taubstummen rettungslos in ein unentwirrbares Netz von Ungewißheit und verzehrenden Hoffnungen verstricken muß. —

Einmal sah ich ihn im Hofe vor ihr stehen, und sie sprach mit so heftigen Lippenbewegungen und Gestikulationen auf ihn ein, daß ich glaubte, jeden Augenblick würde er in wilder Aufregung zusammenbrechen.

Der Schweiß lief ihm übers Gesicht vor übermenschlicher Anstrengung, den Sinn der absichtlich so unklaren hastigen Mitteilung zu erfassen. —

Und den ganzen folgenden Tag lauerte er dann fiebernd in Erwartung auf den finstern Stiegen eines andern halb versunkenen Hauses, das in der Fortsetzung der engen, schmutzigen Hahnpassgasse liegt, — bis er die Zeit versäumt hatte, sich an den Ecken ein paar Kreuzer zu erbetteln.

Und als er spät abends halb tot vor Hunger und Aufregung heim wollte, hatte ihn die Pflegemutter längst ausgesperrt. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein fröhliches Frauenlachen dringt aus dem anstoßenden Atelier durch die Mauern herüber zu mir.

Ein Lachen! — In diesen Häusern ein fröhliches Lachen? Im ganzen Ghetto wohnt niemand, der fröhlich lachen könnte.

Da fällt mir ein, daß mir vor einigen Tagen der alte Marionettenspieler Zwakh anvertraute, ein junger vornehmer Herr hätte ihm das Atelier teuer abgemietet — offenbar, um mit der Erwählten seines Herzens unbelauscht zusammenkommen zu können.

Nach und nach, jede Nacht müßten nun, damit niemand im Hause etwas merkte, die kostbaren Möbel des neuen Mieters heimlich Stück für Stück hinaufgeschafft werden.

Der gutmütige Alte hatte sich vor Vergnügen die Hände gerieben, als er es mir erzählte, und sich kindlich gefreut, wie er alles so geschickt angefangen habe; keiner der Mitbewohner könne auch nur eine Ahnung von dem romantischen Liebespaar haben.

Und von drei Häusern aus sei es möglich, unauffällig in das Atelier zu gelangen. — Sogar durch eine Falltüre gäbe es einen Zugang!

Ja, — wenn man die eiserne Tür des Bodenraumes aufklinke, und das sei von drüben aus sehr leicht, könne man an meiner Kammer vorbei zu den Stiegen unseres Hauses gelangen und diese als Ausgang benützen . . .

Wieder klingt das fröhliche Lachen herüber und läßt in mir die undeutliche Erinnerung an eine luxuriöse Wohnung und an eine adlige Familie auftauchen, zu der ich oft gerufen wurde, um an kostbaren Altertümern kleine Ausbesserungen vorzunehmen. —

Plötzlich höre ich nebenan einen gellenden Schrei. Ich horche erschreckt.

Die eiserne Bodentür klirrt heftig und im nächsten Augenblick stürzt eine Dame in mein Zimmer.

Mit aufgelöstem Haar, weiß wie die Wand, einen goldenen Brokatstoff über die bloßen Schultern geworfen.

»Meister Pernath, verbergen Sie mich, — um Gottes Christi willen! — fragen Sie nicht, verbergen Sie mich hier!«

Ehe ich noch antworten konnte wurde mein Tür abermals aufgerissen und sofort wieder zugeschlagen. —

Eine Sekunde lang hatte das Gesicht des Trödlers Aaron Wassertrum wie eine scheußliche Maske hereingegrinst. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein runder, leuchtender Fleck taucht vor mir auf und im Scheine des Mondlichtes erkenne ich wiederum das Fußende meines Bettes.

Noch liegt der Schlaf auf mir wie ein schwerer wolliger Mantel und der Name Pernath steht in goldenen Buchstaben vor meiner Erinnerung.

Wo nur habe ich diesen Namen gelesen? — Athanasius Pernath? —

Ich glaube, ich glaube einmal vor langer, langer Zeit habe ich einmal irgendwo meinen Hut verwechselt, und ich wunderte mich damals, daß er mir so genau passe, wo ich doch eine höchst eigentümliche Kopfform habe.

Und ich sah in den fremden Hut hinein — damals und — — ja, ja, dort hatte es gestanden in goldenen Papierbuchstaben auf dem weißen Futter:

ATHANASIUS PERNATH.

Ich hatte mich vor dem Hut gescheut und gefürchtet, ich wußte nicht warum.

Da fährt plötzlich die Stimme, die ich vergessen hatte und die immer von mir wissen wollte, wo der Stein ist, der wie Fett ausgesehen habe, auf mich los gleich einem Pfeil. — —

Schnell male ich mir das scharfe süßlich grinsende Profil der roten Rosina aus, und es gelingt mir auf diese Weise dem Pfeil auszuweichen, der sich sogleich in der Finsternis verliert.

Ja, das Gesicht der Rosina! Das ist doch noch stärker als die stumpfsinnig plappernde Stimme, und gar wo ich jetzt gleich wieder in meinem Zimmer in der Hahnpassgasse geborgen sein werde, kann ich ganz ruhig sein.

III

J

Wenn ich mich nicht getäuscht habe in der Empfindung, daß jemand in einem gewissen gleichbleibenden Abstand hinter mir die Treppe heraufkommt, in der Absicht mich zu besuchen, so muß er jetzt ungefähr auf dem letzten Stiegenabsatz stehen.

Jetzt biegt er um die Ecke, wo der Archivar Schemajah Hillel seine Wohnung hat, und kommt von den ausgetretenen Steinfließen auf den Flur des oberen Stockwerkes, der mit roten Ziegeln ausgelegt ist.

Nun tastet er sich an der Wand entlang, und jetzt, gerade jetzt, muß er, mühsam im Finstern buchstabierend, meinen Namen auf dem Türschild lesen.

Und ich stellte mich aufrecht in die Mitte des Zimmers und blickte zum Eingang.

Da öffnete sich die Türe und er trat ein.

Nur wenige Schritte machte er auf mich zu und nahm weder den Hut ab, noch sagte er ein Wort der Begrüßung.

So benimmt er sich, wenn er zu Hause ist, fühlte ich, und ich fand es ganz selbstverständlich, daß er so und nicht anders handelte.

Er griff in die Tasche und nahm ein Buch heraus.

Dann blätterte er lange drin herum.

Der Umschlag des Buches war aus Metall und die Vertiefungen in Form von Rosetten und Siegeln waren mit Farbe und kleinen Steinen ausgefüllt.

Endlich hatte er die Stelle gefunden, die er suchte, und deutete darauf.

Das Kapitel hieß »Ibbur«, »die Seelenschwängerung« entzifferte ich.

Das große, in Gold und Rot ausgeführte Initial »J« nahm fast die Hälfte der ganzen Seite ein, die ich unwillkürlich überflog, und war am Rande verletzt.

Ich sollte es ausbessern.

Das Initial war nicht auf das Pergament geklebt, wie ich es bisher in alten Büchern gesehen, schien vielmehr aus zwei Platten dünnen Goldes zu bestehen, die im Mittelpunkte zusammengelötet waren und mit den Enden um die Ränder des Pergamentes griffen.

Also mußte, wo der Buchstabe stand, ein Loch in das Blatt geschnitten sein?

Wenn das der Fall war, mußte auch auf der nächsten Seite das »J« verkehrt stehen?

Ich blätterte um und fand meine Annahme bestätigt.

Unwillkürlich las ich auch diese Seite durch und die gegenüberliegende.

Und ich las weiter und weiter.

Das Buch sprach zu mir, wie der Traum spricht, klarer nur und viel deutlicher. Und es rührte mein Herz an wie eine Frage.

Worte strömten aus einem unsichtbaren Munde, wurden lebendig und kamen auf mich zu. Sie drehten sich und wandten sich vor mir wie bunt gekleidete Sklavinnen, sanken dann in den Boden oder verschwanden wie schillernder Dunst in der Luft und gaben der nächsten Raum. Jede hoffte eine kleine Weile, daß ich sie erwählen würde und auf den Anblick der Kommenden verzichte.

Manche waren unter ihnen, die gingen prunkend einher wie Pfauen, in schimmernden Gewändern, und ihre Schritte waren langsam und gemessen.

Manche wie Königinnen, doch gealtert und verlebt, die Augenlider gefärbt, — mit dirnenhaftem Zug um den Mund, und die Runzeln mit häßlicher Schminke verdeckt.

Ich sah an ihnen vorbei und nach den kommenden, und mein Blick glitt über lange Züge grauer Gestalten, mit Gesichtern, so gewöhnlich und ausdrucksarm, daß es unmöglich schien, sie dem Gedächtnis einzuprägen.

Dann brachten sie ein Weib geschleppt, das war splitternackt und riesenhaft wie ein Erzkoloß.

Eine Sekunde blieb das Weib vor mir stehen und beugte sich nieder zu mir.

Ihre Wimpern waren so lang wie mein ganzer Körper, und sie deutete stumm auf den Puls ihrer linken Hand.

Der schlug wie ein Erdbeben, und ich fühlte, es ist das Leben einer ganzen Welt in ihr.

Aus der Ferne raste ein Korybantenzug heran. Ein Mann und ein Weib umschlingen sich. Ich sah sie von weitem kommen und immer näher brauste der Zug.

Jetzt hörte ich den hallenden Gesang der Verzückten dicht vor mir und meine Augen suchten das verschlungene Paar.

Das aber hatte sich verwandelt in eine einzige Gestalt und saß, halb männlich, halb weiblich, — ein Hermaphrodit — auf einem Throne von Perlmutter.

Und die Krone des Hermaphroditen endete in ein Brett aus rotem Holz, darein hatte der Wurm der Zerstörung geheimnisvolle Runen genagt.

In einer Staubwolke kam eilig hinterdrein getrappelt eine Herde kleiner blinder Schafe: die Futtertiere, die der gigantische Zwitter in seinem Gefolge führte, seine Korybantenschar am Leben zu erhalten.

Zuweilen waren unter den Gestalten, die aus dem unsichtbaren Munde strömten, etliche, die kamen aus Gräbern, — Tücher vor dem Gesicht. —

Und blieben sie vor mir stehen, ließen sie plötzlich ihre Hüllen fallen und starrten mit Raubtieraugen hungrig auf mein Herz, daß ein eisiger Schreck mir ins Hirn fuhr und sich mein Blut zurückstaute, wie ein Strom, in den Felsblöcke vom Himmel herniedergefallen sind — plötzlich und mitten in sein Bette. —

Eine Frau schwebte an mir vorbei. — Ich sah ihr Antlitz nicht, sie wandte es ab, — und sie trug einen Mantel aus fließenden Tränen. —

Maskenzüge tanzten vorüber, lachten und kümmerten sich nicht um mich.

Nur ein Pierrot sieht sich nachdenklich um nach mir und kehrt zurück. Pflanzt sich vor mich hin und blickt in mein Gesicht hinein, als sei es ein Spiegel. —

Er schneidet so seltsame Grimassen, hebt und bewegt seine Arme, bald zögernd, bald blitzschnell, daß sich meiner ein gespenstiger Trieb bemächtigt ihm nachzuahmen, mit den Augen zu zwinkern wie er, mit den Achseln zu zucken und die Mundwinkel zu verziehen.

Da stoßen ihn ungeduldig nachdrängende Gestalten zur Seite, die alle vor meine Blicke wollen.

Doch keines der Wesen hat Bestand.

Gleitende Perlen sind sie, auf eine Seidenschnur gereiht, die einzelnen Töne nur einer Melodie, die dem unsichtbarem Munde entströmen.

Das war kein Buch mehr, das zu mir sprach. Das war eine Stimme. Eine Stimme, die etwas von mir wollte, was ich nicht begriff, wie sehr ich mich auch abquälte. Die mich quälte mit brennenden unverständlichen Fragen.

Die Stimme aber, die diese sichtbaren Worte redete, war abgestorben und ohne Wiederhall.

Jeder Laut, der in der Welt der Gegenwart erklingt, hat viele Echo, wie jegliches Ding einen großen Schatten hat und viele kleine Schatten, doch diese Stimme hatte kein Echo mehr, — lange, lange schon sind sie wohl verweht und verklungen. — — —

Und bis zu Ende hatte ich das Buch gelesen und hielt es noch in den Händen. Da war mir, als hätte ich suchend in meinem Gehirn geblättert und nicht in einem Buche! — — —

Alles, was mir die Stimme gesagt, hatte ich seit ich lebte in mir getragen, nur verdeckt war es gewesen und vergessen und hatte sich vor meinem Denken versteckt gehalten bis auf den heutigen Tag. —

Ich blickte auf.

Wo war der Mann, der mir das Buch gebracht hatte? —

Fortgegangen!?

Wird er es holen, wenn es fertig ist?

Oder sollte ich es ihm bringen? —

Aber ich konnte mich nicht erinnern, daß er gesagt hätte, wo er wohne.

Ich wollte mir seine Erscheinung ins Gedächtnis zurückrufen und es mißlang.

Wie war er nur gekleidet gewesen? War er alt, war er jung? — Und welche Farben hatten sein Haar und sein Bart gehabt?

Nichts, gar nichts mehr konnte ich mir vorstellen. — Alle Bilder, die ich mir von ihm schuf, zerrannen haltlos, noch ehe ich sie im Geiste zusammenzusetzen vermocht.

Ich schloß die Augen und preßte die Hand auf die Lider, um einen winzigen Teil nur seines Bildnisses zu erhaschen.

Nichts, nichts.

Ich stellte mich hin, mitten ins Zimmer, und blickte auf die Tür, wie ich es getan, vorhin als er gekommen war, und malte mir aus: jetzt biegt er um die Ecke, jetzt schreitet er über den Ziegelsteinboden, liest jetzt draußen mein Türschild »Athanasius Pernath« und jetzt tritt er herein.

Vergebens.

Nicht die leiseste Spur einer Erinnerung wie seine Gestalt ausgesehen, wollte in mir erwachen.

Ich sah das Buch auf dem Tische liegen und wünschte mir im Geiste die Hand dazu, die es aus der Tasche gezogen und mir gereicht hatte.

Nicht einmal, ob sie einen Handschuh getragen, ob sie entblößt gewesen, ob jung oder runzlig, mit Ringen geschmückt oder nicht, konnte ich mich entsinnen.

Da kam mir ein seltsamer Einfall.

Wie eine Eingebung war es, der man nicht widerstehen darf.

Ich zog meinen Mantel an, setzte meinen Hut auf und ging hinaus auf den Gang und die Treppen hinab. Dann kam ich langsam wieder zurück in mein Zimmer.

Langsam, ganz langsam, so wie er, als er gekommen war. Und wie ich die Tür öffnete, da sah ich, daß meine Kammer voll Dämmerung lag. War es denn nicht heller Tag noch gewesen, als ich soeben hinausging?

Wie lange mußte ich da gegrübelt haben, daß ich nicht bemerkte, wie spät es ist!

Und ich versuchte den Unbekannten nachzuahmen in Gang und Mienen und konnte mich an sie doch gar nicht erinnern. —

Wie sollte es mir auch glücken, ihn nachzuahmen, wenn ich keinen Anhaltspunkt mehr hatte, wie er ausgesehen haben mochte.

Aber es kam anders. Ganz anders als ich dachte.

Meine Haut, meine Muskeln, mein Körper erinnerten sich plötzlich ohne es dem Gehirn zu verraten. Sie machten Bewegungen, die ich gar nicht wünschte und nicht beabsichtigte. —

Als ob meine Glieder nicht mehr mir gehörten! —

Mit einem Male war mein Gang tappend und fremdartig geworden, wie ich ein paar Schritte im Zimmer machte.

Das ist der Gang eines Menschen, der beständig im Begriffe ist, vornüber zu fallen, sagte ich mir.

Ja, ja, ja, so war sein Gang! —

Ganz deutlich wußte ich: so ist er.

Ich trug ein fremdes bartloses Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen und schaute aus schrägstehenden Augen.

Ich fühlte es und konnte mich doch nicht sehen.

Das ist nicht mein Gesicht, wollte ich entsetzt aufschreien, wollte es betasten, doch meine Hand folgte meinem Willen nicht und senkte sich in die Tasche und holte ein Buch hervor.

Ganz so, wie er es vorhin getan hatte. —

Da plötzlich sitze ich wieder ohne Hut, ohne Mantel am Tische und bin ich. Ich, ich.

Athanasius Pernath.

Grausen und Entsetzen schüttelten mich, mein Herz raste zum Zerspringen, und ich fühlte: gespenstische Finger, die soeben noch in meinem Gehirn umhergetastet, haben von mir abgelassen.

Noch spürte ich im Hinterkopf die kalten Spuren ihrer Berührung. —

Nun wußte ich, wie der Fremde war, und ich hätte ihn wieder in mir fühlen können, — jeden Augenblick — wenn ich nur gewollt hätte, aber sein Bild mir vorstellen, daß ich es vor mir sehen würde, Auge in Auge — das vermochte ich noch immer nicht und werde es auch nie können. —

Er ist wie ein Negativ, eine unsichtbare Hohlform, erkannte ich, deren Linien ich nicht erfassen kann — in die ich selber hineinschlüpfen muß, wenn ich mir ihrer Gestalt und ihres Ausdrucks im eigenen Ich bewußt werden will. — — —

In der Schublade meines Tisches stand eine eiserne Kassette, — in diese wollte ich das Buch sperren und erst bis der Zustand der geistigen Krankheit von mir gewichen sein würde, wollte ich es wieder hervorholen und an die Ausbesserung des zerbrochenen Initialen »J« gehen. — — —

Und ich nahm das Buch vom Tisch.

Da war mir als hätte ich es gar nicht angefaßt, ich griff die Kassette an, dasselbe Gefühl. Als müßte das Tastempfinden eine lange, lange Strecke voll tiefer Dunkelheit durchlaufen, ehe es in meinem Bewußtsein mündete, als seien die Dinge durch eine jahresgroße Zeitschicht von mir entfernt und gehörten einer Vergangenheit an, die längst an mir vorübergezogen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Stimme, die nach mir suchend in der Finsternis kreist, um mich mit dem fettigen Stein zu quälen, ist an mir vorbeigekommen und hat mich nicht gesehen. — Und ich weiß, daß sie aus dem Reiche des Schlafes ist. — Aber was ich erlebt, das war wirkliches Leben, — darum konnte sie mich nicht sehen und sucht auch vergeblich nach mir, fühle ich. — — — — — — — — — — — — — — —

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

FESTSTELLUNGEN

Von Köpenick bis Zabern. Ein alter Schuster hatte eine Hauptmannsuniform geerbt, gefunden oder gestohlen . . . Und durch diesen glücklichen Zufall wurde dem deutschen Volke wieder einmal bewiesen, daß seine Soldaten noch blind gehorchen, wenn sich nur ein kuragierter Mann findet, der sie gegen den Feind führt, mit aufgepflanztem Bajonett eroberte ein Zug der Alexander-Grenadiere unter dem Kommando des Schusters — die Stadtkasse von Köpenick, nahm den Bürgermeister gefangen und brachte damit ganz Europa zum Lachen. Der Beweis war erbracht: Unsere Jungen schlagen ihre eigenen Brüder tot, wenn ein Schuster ‹oder „Er"› es befiehlt. Um etliches später schickte ein Narr eine Depesche an den kommandierenden General von Straßburg, daß S. M. käme die Truppen zu inspizieren, und sofort stand die ganze Garnison der wunderschönen Stadt 3 Stunden lang auf dem Marsfelde mit hochgeschwellter Brust und kalten Füßen, bis sie wieder unter dem Gelächter Europas nach Hause ging. Und jetzt hat der Streich von Zabern, wo dumme Jungen mit und ohne Säbel gegeneinander Krieg führten, das alte Europa zum dritten Mal Lachen gemacht . . . Nur uns selber ist das Lachen vergangen: Was zuerst eine Ausnahme schien, ist bereits zur Regel geworden, der Geist schläft und nur der Gehorsam ist lebendig. Der Schuster als Offizier verfuhr noch fein säuberlich mit seinen Gefangenen, der Offizier als Schuster schlug seinen lahmen Vetter von Dettweiler bereits blutig. Geht das so weiter, so haben wir das nächste Mal vielleicht schon Tote. Nicht die Stunde ist ernst, wie der Kanzler behauptet, sondern die ganze Zeit, in der wir leben. Denn auch vom Morgen ist noch keine Besserung zu erwarten, ehe nicht zuerst noch viele nach Hause schlafen gehen, die das zu Unrecht in ihrem Amte tun. A. R.

Kurt Riezler: Die Erforderlichkeit des Unmöglichen. Prolegomena zu einer Theorie der Politik und zu anderen Theorien. Georg Müller 1913. Ein Kopf, der eine reiche Gewandtheit und Erfahrung in den Fragen und Kämpfen der äußeren Politik und der jeweiligen Einwirkung ihrer Gestaltungen auf das innere Leben des Volkes mit einer Fähigkeit ruckweisen Zurücktretens aus dieser seiner Tätigkeitssphäre zu gelassener Kontemplation der Welt, zu einer seltenen Einheit verbindet, sucht in diesem Buche das ewige Problem der Politik in das Ganze der philosophischen Weltproblematik einzureihen. Als philosophische Grundlage dient ihm die Kantische Philosophie, vornehmlich in der Ausgestaltung, die sie in der Kritik der Urteilskraft gefunden hat. Indes überschreitet Riezler die Grenzen dieses philosophischen Horizontes schon in seiner Auffassung des organischen Lebens, das er mit all seinen Fortbildungen bis zu Mensch, Staat und Geschichte in einen teleologischen, transzendenten Weltzusammenhang hineinstellt, den wir aus diesen noch in die Sphäre unserer Erfahrung

hineinreichenden Gebilden selbst, nur ahnend und in bildhaften Symbolen zu erfassen vermögen, noch mehr überschreitet er ihn in seinem Bestreben, den Kantischen Dualismus von Sittengesetz und Natur, von Pflicht und Neigung, Vernunft und Trieb durch die Annahme eines „Ethos" zu überwinden, das auch den Gebilden der organischen Natur, erst recht den natürlichen vorsittlichen Gemeinschaften der Menschen (Ehe, Familie, Volk) bereits zugrunde liege und dem gegenüber die „Natur" der mechanischen Naturwissenschaft als bloß „unzulängliche Projektion ihres inneren Wesens" zu fassen sei, in dessen Tiefe und Zentrum uns das Sittengesetz führe; am stärksten aber ist die Abweichung des Verfassers von Kant und noch mehr von H. Cohen in der Auffassung der politischen Gebilde und Probleme selbst, in der er dem Demokratismus und Liberalismus Jener einen entschiedenen Aristokratismus und einen ausgeprägten Sinn für die Machtnatur und die religiösen Grundlagen des Volks- und Staatslebens entgegenstellt. Auf die sinnreichen und gehaltvollen, stets mit wohltuender Urbanität und Gelassenheit in einer feingliedrigen Sprache vorgetragenen Bemerkungen über den Tod, das Schöne und die Kunst, über Apollo und Dionysos, über das Männliche und Weibliche, über den Sinn der Liebe und der Gerechtigkeit können wir hier nur hinweisen. Möge der Verfasser uns bald die Philosophie der Politik selbst darbieten, zu der er hier die Prolegomena entwarf. M. S.

Die Monumentalität des Dürftigen. (Ernst Lissauers Cyklus „1813"). Es ist sicherlich ein Maßstab für die Dürftigkeit der Feststimmung, daß das Jahr 1913 keine starke Dichtung zur Feier der Freiheitskriege hervorgebracht hat. Es ist eine Unfähigkeit in dieser Zeit, vaterländische Dinge ohne Tumult menschlich zu erleben. Des Gedenktagskalendarium hat fast nur betriebsame Schreiber von fertigen Manuskripten überrascht. Ein Festspiel allerdings — aber das ist vorbei. Und ein lyrischer Cyklus „1813" von Ernst Lissauer, der bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist.

Die Lyrik der jüngsten Jahre hat etwas Prinzipielles. Jedes Buch der jungen Lyriker will nicht nur gut, sondern auch neu sein, will in seiner Zeit gut und neu sein. Gelungenes in überlieferten Formen zählt nicht. Das Vorwärtsweisende, neue Ausdrucksformen Schaffende hat Wert und zwingt zur Beachtung. Deshalb ist Kritik der Lyrik heute mehr denn je mitschaffend, weil sie, ständig vor neue Möglichkeiten gestellt, das Prinzipielle bejahen oder verneinen muß und nicht wie früher in der meist subjektiven Kunst nur die Einzelerscheinung vor Augen haben muß. Mit Impressionismus ist da wenig zu machen. Man muß, wie ein Papyrusforscher, von Fall zu Fall nachweisen, daß hier die Handschrift des Genies gefälscht ist.

Ernst Lissauer hat seinem Buch den „Auszug Jenaer Studenten" von Hodler vorausgeschickt. Man Versteht also die Anleihe: Große Linie, Monumentalität, Simplifizierung. Wie Lissauer sich all das vorgestellt, zeigt dieser Vers:

Die Häupter von Sorgen und Kümmernissen
Zerrissen,
Wie zwischen pressenden Lippen zerbeißend Scham,
Blicke, bohrend den Boden,
Als wollten sie Schund ausroden,
Hochstieflig, schwer stampfen sie um, wie watend im Gram.

Es ist hier von Lissauer der Versuch gemacht, einen Bauernnotrat ins Monumentale zu stilisieren. Was dabei herauskommt, ist ein Wirrwarr von Vorstellungen, so unziemlich wie möglich. Einmal ein Vorgang ‹die Häupter . . . zerrissen› rein bildlich, einmal ‹watend im Gram› sollen wir sehen. Lissauer fällt vom Abstrakten ins Konkrete und wieder ins Abstrakte zurück, weil er gar kein sinnliches Bild der Vorgänge hat, sondern immer nach der ersehnten strengen Linie schielt. ‹Daß die ausrodenden Blicke, nach seiner Aussage, hochstieflig umstampfen, ist ihm entgangen.› Um edle Einfachheit zu erzielen, werden kleine Satzbestandteile weggelassen, man stampft um, nicht umher, die Blicke bohren den Boden und bohren sich nicht hinein. Dabei ist der Vers so unmusikalisch wie möglich, sein Rhythmus ist der einer reparaturbedürftigen Häckselmaschine.

Der Cyklus teilt sich in drei Gattungen: Balladen, lyrische Stimmungsbilder und Silhouetten, das sind Versuche, Persönlichkeiten rasch zu umreißen. Die Balladen sind, dank ihrer Gegenständlichkeit, noch am erträglichsten. Lissauer ist bei ihnen ganz auf sich selbst angewiesen. Die Tatsachen stützen. Und dann hat er ein unbestreitbares Geschick zur guten Gruppierung, zu einer Art Theaterwirkung „Moskau" hat eine gewisse Erfassung der weltgeschichtlichen Stimmung, aber die Verse holpern so, daß sie kaum zu lesen sind. Außerdem stört mich eine Art von Kunstgewerbe, ein dekoratives Zusammenpassen von Farben, eine stete Vollzähligkeit der Hintergrundsdekoration: Garden, Ulanen, Florentiner, Polen, Kroaten, Portugiesen, gelbstrahlende Karabiniers, waldgrüne Eklaireure, starkblauleuchtende Füseliergrenadiere, rosa Polenlanciers usw. Die Balladen und Sagen, die sich Lissauer selbst ersonnen hat, sind von einer trostlosen Verschwommenheit, Allegorien für die gebildeten Stände. Da stehen dann Verse von dieser Wucht:

Die Zellen der Luft, ineinander gemischt
Kreisen erfrischt

und um solche Schulreminiszensen überhaupt zu pointieren, fährt der Sänger fort:

Die Straßen entlang vor dumpfigen Stuben aufspringen die Fensterreihen,
Aufrufend die Glocken über den Städten schreien.

Dies gesperrte „Schreien", dem sonst der Ton fehlt, ist eben ein Schwindel. Genau so wie der monumentale Gedankentrick

Napoleon floh
— — — — — — — — —
Wunder der Wende! —
Langhin schallt es, — froh

Der Frosch, der sich aufbläht. Windbeutel! Das ist und wird so wenig groß, wie wenn Lissauer Abstraktionen zur Großlinigkeit bringen will. ‹Talab gen Osten floß ein gewaltiges Kommen französischer Regimenter usw.›. Selbst wenn man den Artikel wegläßt ‹Da zuckt erschaffend Freude schwerhin durch die Reihen› bleibt es, was es war: unbildliches Geschwätz.

Die lyrischen Stimmungsbilder sind einfach schlimm.

Wie in ewigem Mittag am Himmel stand unverlöschliches Licht.
Wie Regengewölk hergraut, verdunkelnd Gerücht.

Lissauer tuts unter den Begebenheiten des Weltalls oder wenigstens größeren Naturerscheinungen nicht. Wie lustig die dann in seinem Format sich ausnehmen, zeigt sich hier:

Genie griff rings empor ins Firmament
Und trug als Orden die uralten Sterne.

Das ist doch die Phantasie eines Rechnungsrats, der vor der Dekoration steht. Er sieht die Dinge nicht, ihm fehlt der Begriff vom innern Wert eines Bildes. Mann und Frau kommen vom Landamt zurück, wo sie ihre goldenen Ringe ließen. Nun traun sie sich zum zweitenmal.

Still treten sie in die täglichen Stuben
Es spielen im Hof ihre Mädchen und Buben.
Kein Prediger spricht, kein Dom tönt von betenden Weisen
Still tauschen sie, Mann und Frau, die Ringe von Eisen.

Das im nüchtern protestantischen Preußen: kein Dom tönt von betenden Weisen. Das ist unfähig, ganz abgesehen von der Phrase der betenden Weisen.

Was Lissauer Silhouetten nennt, sind meist verschwommene Pastelle. Wie stelle man sich Kleist vor? — So:

Fluchjauchzende Szenen und Strophen, —
Von Not
Wie von Flamme umloht,
Lobpreisend Hass ein Mann singt auf aus glühendem Ofen.

Das ist ganz gestaltlos und ungeformt. Der Mann im glühenden Ofen gehört dem Leitartikler Lissauer, der zu pointieren weiß. Und das oft nicht:

Gneisenau: denkendes Heerhaupt, Blücher: einhauender Pallascharm,
Gneisenau: leuchtend in Maß und Gesetz, Blücher: lachend von Lärm und Alarm.

Das ist allenfalls eine Conduite, aber kein Gedicht. In den Silhouetten zeigt sich aber die Regiegeschicklichkeit Lissauers, eine Art mathematischer Intuition, der nur jede Musik fehlt, um ihre Resultate rhythmisch überzeugend und damit künstlerisch zu gestalten. Die Einsegnung der Lützower:

Nachspricht das Wort mit starkem Schall die Schar,
Mitspricht ein Trommelrühren dunkel im Altar.

Hart, hölzern, wider die Sprache, aber gut pointiert, wenn auch Plagiat am eigenen Vers über Fichte: „Worte in Waffen, gesprochene Heere, Unsichtbare Trommeln gehen um." Lissauer ist im Reinlyrischen ⟨siehe einige Verse im „Acker", seinem ersten Buch⟩ ein kleiner, schwacher Empfinder, er fühlte das und schnürte seine Verslein in das Eisenkorsett des Stils, projizierte seine zierlichen Dinge, während alle Details verschwammen, ins Aschgraue, das er für den Weltraum hielt und träumte nun davon, teils groß, teils knapp, teils ehern zu sein. Es gibt nur ein Wort: die Monumentalität des Dürftigen. Es ist nicht mehr Anton von Werner, es ist sein Lebtag nicht Hodler ⟨mit seiner bogenstraffen Belebung jeder Linie⟩ es ist die Richtung, die einige ungefährliche Stilerrungenschaften unsrer Zeit für die gebildeten Stände zurechtgekitscht hat, etwa wie die repräsentativen Titelbilder auf den Spezialnummern der „Jugend". *Ulrich Rauscher*

Mahler Müllers Idyllen. Vollständige Ausgabe in drei Bänden unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von O. Heuer. Kurt Wolff Verlag, Leipzig. — Es ist eine schöne Hoffnung, mehrere Deutsche erführen aus diesen hübschen drei Bändchen, daß sie in dem Maler Müller einen ihrer lieblichsten Dichter besitzen, allen Literaturgeschichten zum Trotz, die ihn irgendwo in das Fach der Stürmer und Dränger als der Ungelesenen einreihen. Stürmisch mochte er wohl in seinen beiden dramatischen Gedichten sein, der Genoveva und dem Faust, mochte in ihnen der starken Tendenz der Zeit zum stärksten ungehemmten persönlichen Aussprechen des heftigsten Begehrens nachgeben wie alle jungen Leute, die damals was taugten, aber sein dichterisches Wesen unverstellt gab er am reinsten in diesen Idyllen, den schönsten, welche die deutsche Sprache besitzt, an deren Wurzeln dieser aus dem Dialekte schöpfende Pfälzer saß. Und die schönste steht zum ersten Male gedruckt in diesen Bändchen, der Christabend — eines herzrührenden Dichters glücklichste Stunde. Wir haben in Deutschland so sehr viele Leute, die alldeutschest vom Fremdhaften unserer Literatur ein groß Geschrei machen. Was sie uns ausspielen ist dummer Schund. Den Maler Müller aber kennen sie gewiß nicht, der so unsagbar schön deutsch ist. Sie sollen ihn lesen und endlich deutsch und deutsche Art aus ihm lernen. Möge der Verlag das Opfer bringen, den Idyllen die Gedichte und die beiden Dramen folgen zu lassen. Die späte Ehrung eines Dichters ist schöne Pflicht. B.

Franz Blei, Landfahrer und Abenteurer. München, G. Müller. — Dieses Buch ist — ein großes Lob — fast so abenteuerlich wie seine Abenteurer. Denn wenn die seltsamsten Schicksale in ihm versammelt sind, so wird doch von dieser Seltsamkeit kein Aufhebens gemacht, sondern alles Überraschende mit vollkommener Selbstverständlichkeit dargestellt. Und während die Helden mit dem Ungewöhnlichen umgegangen sind, aus Talent und Zufall Abenteurer wurden, hat der Chronist durch Tonfall und Witz ihr Leben dem Normalen anzugleichen getrachtet: was in solcher Materie abenteuerlich ist, Abenteuerlichkeit à l'inverse, und wir müssen zugeben: erfolgreiche (was ein Ausnahmefall ist). Aber nennt man diese Art von Abenteuerlichkeit nicht eigentlich Weisheit? Die Wissenschaft, nichts erstaunlich zu finden, wie der Philosoph von der Verwunderung lebt? Es ist ein so natürlich und einfach geschriebenes Buch, und ein so spannendes dazu: ich glaube zum großen Teil deswegen, weil fast zum Erschrecken sich dartut, welche Lücken in der Beschreibung des Lebens eine bürgerlich-moralische Betrachtung läßt und wie veränderte und ungewöhnliche Instinkte doch Halt und Sprungfedern finden, wo man nur die Vernichtung und das Nichts erwartet, garantiert durch Ordnung und Gesetz zur Entschädigung für die Braven, welche nicht Abenteurer sein wollen, sondern sicher leben. Aber gibt es noch heute überhaupt die Abenteurer, die Landfahrer, da alle anständigen Leute über alle Länder fahren müssen? Der Verfasser beruhigt uns darüber, er macht uns glauben, daß es sie noch geben muß, denn er versteht sie noch so gut und gründlich, daß auch wir sie mit wahrem Genuß noch ganz und gar zu verstehen glauben. Aber in der Gegenwart erlebt man ja nur Erfolg und Mißerfolg, nicht nur an sich, sondern auch an den andern, und außer diesem ihre

Abenteuerlichkeit, wenn sie da ist, als Bedrohung. Erst später und nicht mehr für uns wird das ein Bild, nur der Tod malt das Leben, und wenn ein Dichter sein Werk kopiert, das ist dann die Auferstehung und wahres Leben. Die Auferstehung dieser Geschundenen war ein gutes menschenfreundliches Werk, und es ist nicht vielleicht für alle Kinder, sicher aber für die Erwachsenen nützlich, daß man nicht nur die Berühmten und die Genies auferstehen läßt, sondern die schleudernde Macht des Lebens auch an besonders leichten Fällen sich vor Augen führt. Und dabei sich eingesteht, wie ungeheuer des Lebens voll das Leben sein könnte. R. G.

Winckelmanns Kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums, Herausgegeben von H. Uhde-Bernays. Leipzig, Inselverlag. — Nachdem man vor kurzem das Hauptwerk neu herausgegeben hat, lag es sehr nahe, in den kleinen Schriften des weniger systematisierenden als genial improvisierenden Ingeniums Umschau zu halten nach dem Wertvollen, dem auch in anderer als historischer Weise Beziehungsvollen zu uns Heutigen. Wenn solche auswählende Arbeit in so delikaten Händen liegt, wie denen Uhde-Bernays, den mehr als Kenntnisse auszeichnen ‹dieses mehr nicht etwa als bloßer guter Geschmack zu bestimmen›, so hat man ein ganz vortreffliches Buch zu erwarten, wie dieses hier, das uns — den Kundigen keine Neuigkeit — fast mehr gibt als das Hauptwerk, dem der Autodidakt W. nur zu oft eine äußere Gelehrsamkeit des Zitierens und Bemerkens anhängt, aus seiner menschlichen Situation begreiflich, aber dem heutigen Leser ermüdend und langweilig. U.-B. kann es sich mit aller Legitimität erlauben, diese Zitiergelehrtheit auch aus den hier gesammelten Aufsätzen zu entfernen, denn es handelt sich ja darum, die Bedeutung Winckelmanns und das Leben seiner Gedanken rein vorzustellen, nicht aber irgend Gelehrsamkeit mit Gelehrsamkeit noch toter zu machen. Es ist ein außerordentlicher Genuß, diesen klaren und schönen Geist aus diesen kleinen Schriften strahlen zu sehen und sich ihm hinzugeben. F. B.

Thomas Malory, Der Tod Arthurs. Verdeutscht von Hedwig Lachmann. Drei Bände. Leipzig, Inselverlag. — Sowohl denen, welche sich an den theatralischen Verarbeitungen dieser Sagenwelt durch Herrn Stucken entzückten, wie auch den andern, die sich schaudernd davon abwandten, sei diese erste Übertragung der Tafelrunde ins Deutsche bestens empfohlen. Es ist hier nicht nötig von dem wundervoll gestalteten Reichtum dieser Welt zu sprechen; es liegt uns nur ob, von der deutschen Übertragung zu sagen, daß sie nicht schlechtweg gelungen ist — was bei dem leidlich guten Durchschnitt heutigen Übersetzens weiter kein Lob wäre —, sondern daß eine dichterische Kraft sie auszeichnet, die sowohl im Starken wie im Zarten immer auf der Höhe des Originals bleibt, ohne auch nur je in einer Zeile an die englisch laufende Zeile zu erinnern. Frau Lachmann hat den König Arthur in die deutsche Literatur gestellt für alle Zeiten. B.

Stéphane Mallarmé, Poésies. Édition complète contenant plusieurs poémes in édits. Paris, Nouvelle Revue Française. — Schon vor dem Tode Victor Hugos war die französische Romantik gestorben. Der auf Lamartine, notabene den Politiker, eifersüchtige Exilierte reimte eine demagogische Eloquenz und enthüllte sein mysteriöses Zwiewesen aus Genie und Trottel. Banville, Gautier, Leconte de l'Isle

jagten auf die lyrischen Sentiments und brachten sie zur Strecke. Mit Heredias Trophäen war die Jagd abgeblasen — nicht der kleinste Mond Mussetscher Herkunft wob mehr sein Licht auf den Büschen, über deren starren Exotismus eine tropische Sonne brannte. Als dann der Wald aus Glas und Edelsteinen, den man den Parnaß nannte, errichtet war, verließen ihn zwei der früheren Jäger: Mallarmé und Verlaine. Sie gaben dem Vers die Freiheit wieder, Verlaine aus innerer Bewegtheit, aus Religiosität, Mallarmé aus Dandysmus halb, halb aus Leidenschaft für das Absolute, das er suchte, worin er äußere Hemmung nicht brauchte. Man nannte diese Nachfolge des Parnasses, der wortreich in Mendès und Coppée vorkam, die Symbolisten. Der Parnaß verkam in der Unbelebtheit von Leuten, die Opernlibrettisten, aber keine Dichter waren. Nichts ist nun im französischen Geiste verloren was einmal war, und nichts beginnt da, wie bei uns, von vorne oder aus bloßer Opposition. In dem Vers Henri de Regniers, eines Symbolisten, ergoß sich, von der unduldsamen Herrschaft des Parnasses befreit, von de Vigny und Baudelaire her ein alterneuer, bisher verhaltener Strom, den der Parnaß mit Heredia, der Symbolismus mit Verlaine und Rimbaud, und den als dritter Baudelaire von nun ab bestimmen. Mallarmé steht als der große Geist, der das vollkommene entstofflichte Werk will, abseits und in allen. Die Gegenwart dieses Mannes, der einen schmalen Band Gedichte hinterlassen hat, ist immer zu sehen, wo im heutigen Frankreich ein Dichter das Wort nimmt. M. ist die höchste und reinste Aspiration zum absoluten Kunstwerk, wovon in unserm George nur ein schwächerer Abschein zu merken. Keine Frage ist nach M.s Gelungenem. Die Einsicht und der Wille sind hier wahrhaft mehr. Wie bei Rudolf Alexander Schröder, diesem wahren Träger des Grals. Diese neue Sammlung des Mallarméschen Werkes enthält bislang nicht Gesammeltes und bringt es in bequeme Nähe allen, die nicht im Besitz der selten gewordenen Brüsseler Ausgabe sind. F. B.

Schrenck-Notzing, Mediumistische Materialisationen. München, Reinhardt. — Die Glaubhaftigkeit des Verfassers steht — dies muß vorausgeschickt werden — außer Frage. Ob er oder seine Mitbeobachter getäuscht wurden, ob die Medien und ihre respektiven Eigentümer über das hinaus, was in ihrer natürlich pathologischen Veranlagung liegt, noch ein Mehr leisten, welches Mehr sie durch Tricks hervorrufen, darauf ist auch nach diesem peinlich genauen Buche, das sich von allen spiritistischen Theoremen frei hält, keine bestimmte, von jedem Zweifel freie Antwort zu geben. Aber auch ohne jeden erlaubten Zweifel diese Erscheinungen als wirkliche Fakten hingenommen, ist eines erstaunlich: daß sie so nichtssagend bleiben. Ich meine: der Gelehrte und der Analphabet werden genau so viel und so wenig über das von ihnen gesehene Faktum sagen können als eben dies, daß sie es gesehen haben. Diese gedankliche, denkerische Unproduktivität der Phänomene, diese nichts als Faktizität, macht sie in hohem Maße langweilig und gleichgültig. Schleimige Gebilde kriechen dem Medium aus dem Mund, bewegen sich, verdichten sich, wechseln den Ort, bilden Glieder, formen sich zu menschlichen Gesichtern, — warum ist das alles nur so öde, so fade, daß man keine andere Frage auf den Lippen hat als Warum nicht? Nicht also der Zweifel plagt mich, ob das alles auch mit rechten Dingen zugeht, sondern: warum ist es

so außergewöhnlich gleichgültig? Ich kann mir denken, daß die Beiwohner einen Chok verspüren als von einem Ungewöhnlichen, aber das ist auch alles. Die das aus Bildern und Berichten nur sehen, haben diesen Chok nicht, nicht einmal ihn. Daß wir nicht viel noch wissen um die Vorgänge des menschlichen Organismus, daß wir wahrscheinlich viel Falsches zu wissen glauben, — wer bezweifelte das? Wir wollen nichts ablehnen. Wir wären auch gar nicht kompetent. Wir konstatieren nur die außerordentliche gedankliche Unfruchtbarkeit dieser sogenannten Materialisationen, ohne uns zum Bezweifeln ein Recht zu nehmen. B.

BEI DER REDAKTION GINGEN EIN:

Aus dem Verlage Karl Trübner, Straßburg, Ludwig Schemann: Gobineau I.

***

Aus dem Verlage Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin, Hans Baluschek: Spreeluft.

***

Aus dem Verlage Cotta, Stuttgart, Mauthner: Beiträge zur Kritik der Sprache III.

***

Aus dem Verlage C. H. Beck, München, Winterfeld: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters.

***

Aus dem Verlage Meyer, Wilmersdorf, Georg Benn: Söhne

***

Aus dem Verlage Egon Fleischel, Berlin, Kurt Martens: Pia.

***

Aus dem Verlage W. Drugulin, Leipzig, Heinrich Lhotzky: Geschichten aus dem Weihertal.

***

Aus dem Verlage S. Fischer, Berlin, R. Weiß: Die Galeere, Egmont Seyerlein: Die schmerzliche Scham, Christian Staun: Lehrjahre der Gosse, Hans Reisiger: Jakobsland, Albert Steffen: Die Erneuerung des Bundes, Moritz Heymann: Novellen.

***

Aus dem Verlage Josef Singer, Straßburg i. E., Dumas: Graf von Monte-Christo, Dumas: Die drei Musketiere, Twain: Die Abenteuer des Tom Sawyer und Huckleby Finn.

MERCEDES-AUTOMOBILE

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

VERKAUFSSTELLEN UND VERTRETUNGEN AN
ALLEN HAUPTPLÄTZEN DES IN- U. AUSLANDES

DER PANTHER

KÄMPFT
FÜR DEN LIBERALEN UND
IMPERIALISTISCHEN
GEDANKEN

Herausgeber
AXEL RIPKE

DIE EINZIGE ZEITSCHRIFT

in der die Führer der nationalliberalen Partei ständige Mitarbeiter sind. Die einzige Zeitschrift, die darum jeder nationale und liberale Deutsche lesen muß.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Einzelnes Heft . . . . . M —.50
Halbjährlich . . . . . M 5.—

Probenummern gratis durch
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

PANTHERVERLAG, BERLIN-HALENSEE

Hermann Graedener

Utz Urbach

Ein Bauernkrieg-Fries

Titelholzschnitt u. Ausstattung von Professor F. H. Ehmcke

Geheftet M 5.— In Halbleder geb. M 6.50

50 num. Ex. a. Bütten mit der Hand in Schweinsl. geb. M 25.— das Ex.

Dieses Heldenepos der ersten deutschen Revolution erschüttert uns so urgewaltig, wie keines über jene Blutzeit seit dem unvergänglichen „Florian Geyer". Es ist ein wildes Stück, das Graedener uns spielt; Szenen voll erdstarker Sinnlichkeit wechseln mit solchen, in denen man Waffengeschmettern, Schädelkrachen, Blutplätschern zu hören glaubt. Manchmal betäubt diese Häufung von Gellem und Grellem, dieses Fortissimo des Schreckens läßt einen taumeln, aber der Orkan, der das ganze Werk durchbraust, reißt übermächtig mit. Wenn wir das Buch schließen, wissen wir um einen neuen Dichter, der hier Großes gehalten hat, Größeres noch verspricht. Denn er steht im Elementenkreis: Erde ist in ihm, Sturm, Flammen und Blut. (Neue Freie Presse)

Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

HUGO HELLER & CIE., LEIPZIG UND WIEN I. BAUERNMARKT 3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften

herausgegeben von PROF. SIGM. FREUD

Schriftleitung: Dr. OTTO RANK und HANS SACHS

Jährlich 6 Hefte bei 36 Bogen stark. M 15.– = K 18.–

Probehefte gern zur Ansicht durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

Neuaufnahmen der Nordischen Bücherei 1913

Bendix Ebbell, Nordwärts. Abenteuer aus vier Jahrhunderten. Zur Geschichte der Nordpolexpeditionen. Mit 6 Bildern und einer Karte vom Nordpolgebiet . . . . brosch. M 2.50, kart. M 3.—, geb. M 3.50

Fritjof Nansen: „Es ist ein sehr gutes Buch, warm geschrieben und ganz so, wie ich es von großer Bedeutung halte. Möchten doch alle es lesen und daraus lernen, sich ein Ziel im Leben zu stecken, wenn auch hoffentlich nicht alle da oben im nördlichen Eise."

Johan Falberget, Fimbulwinter und andere Novellen. br. M 2.50, geb. M 3.50

Johan Falkberget war noch bis vor ein paar Jahren Bergarbeiter. Aus eigener Kraft hat er sich emporgearbeitet und als Dichter zur Anerkennung gebracht. Der norwegische Staat hat ihm schon zweimal das Dichterstipendium verliehen.

Gustaf Janson, Im Dunkel. Erzähl. aus d. Bergmannsleben. br. M 3.—, geb. M 4.—

„Ein gewaltiges Buch! Der Germinal des Nordens und doch nicht etwa Plagiat, sondern eine völlig eigenartige Bergmannstragödie."

Gustaf Janson, Die Spekulation Costa Negra. Ein Abenteurerbuch. br. M 4.—, geb. M 5.—

„Ein herrlicher Räuberroman, ein Buch, das seinen Weg durch Europa finden wird. Dumas und Mark Twain in einer Person." (Stockholms Dagblad.)

Hans E. Kinck, Wenn die Liebe stirbt. Novellen. brosch. M 3.—, geb. M 4.—

Henrik Pontoppidan (an Kinck): „In Ihnen sehe ich den Mann der Zukunft in Norwegens Dichtung."

Hennig v. Melsted, Die Frau des Pharisäers. Roman. br. M 4.—, geb. M 5.—

„. . . Der Roman ist Strindberg-Schule, und zwar sehr gute . . ." (Berliner Volks-Zeitung.)

Pelle Molin, Nordlandserzählungen . . . brosch. M 2.—, geb. M 3.—

„Diese Novellen erscheinen uns manchmal von dem wunderbaren Lichte umstrahlt, das über den nordischen Gebirgen leuchtet. . . Pelle Molin war sicherlich auserkoren, der Dichter des schwedischen Nordlandes zu werden. . ." (Berliner Tageblatt.)

John William Nylander, Signal P. H. und andere Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Seevolk 3. Folge . . . . . brosch. M 2.50, geb. M 3.50

Nylander erhielt für seine Seegeschichten den Literaturpreis der Finnischen Regierung.

Ludvig Nordström, Bürger. Novellen . . . . brosch. M 3.—, geb. M 4.—

„Nordström ist ein lächelnder Philosoph, der seine Menschen sacht an die Hand nimmt und sie uns entgegenführt wie gute Bekannte." (Kleine Berliner Börsenzeitung.)

Sigfrid Siewertz, Die Alten. Novellen . . . . brosch. M 3.—, geb. M 4.—

„Über diesen Novellen liegt eine feine, echte, durch und durch persönliche Kunst, die sie zu einer der besten Erscheinungen der jüngeren schwedischen Novellistik macht." (Budapester Tagblatt.)

Johan Skjoldborg, Gyldholm. Roman . . . brosch. M 2.50, geb. M 3.50

Skjoldborgs Werke sind wuchtigen Hammerschlägen vergleichbar, die gegen eine eherne Tür dröhnen. Es sind Weckrufe, die überall gehört werden müssen und aufrütteln werden.

Anna Wahlenberg, Aus der Tiefe rufe ich. Roman. br. M 2.—, geb. M 3.—

„Es ist ein ehrlich empfundenes Buch, das starke Worte zu sagen hat auf einem Gebiete, auf dem einst Ibsens ‚Gespenster' als ein Weckſignal im Norden erschallte." (Kölner Tageblatt.)

Verzeichnisse kostenlos und postfrei

Verlag von Georg Merseburger in Leipzig

Verlag von Paul Cassirer · Berlin W 10

Heinrich Mann

Im Schlaraffenland

Ein Roman unter feinen Leuten. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin

von Assy. 3 Bände. Broschiert M 9.—, gebunden M 12.—

Die Jagd nach Liebe

Roman. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Flöten und Dolche

Novellen. Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Professor Unrat oder das Ende eines Tyrannen

Roman. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Stürmische Morgen

Novellen. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Zwischen den Rassen

Roman. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.50

Eine Freundschaft

Gustave Flaubert und George Sand. Broschiert M 1.50

Variété

Ein Akt. Broschiert M 1.50

Schauspielerin

Drama in drei Akten. Broschiert M 2.50, gebunden M 3.50

Bernhard Kellermann

Ein Spaziergang in Japan

Geb. M 12.—. Sassa yo Yassa. Japanische Tänze. Mit Lichtdrucken und Ätzungen nach Zeichnungen von Karl Walser. Gebunden M 7.50. (Vorzugsausgabe auf Bütten M 30.—)

Otto Flake / Schritt für Schritt

Roman. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.50

Geschichten aus Weihertal

Nach japanischen Bildern erzählt von Dr. Heinrich Lhotzky · Karton. M 5.—

W. Drugulin Verlag · Leipzig

RÜTTEN & LOENING / FRANKFURT a. M.

GLEICHNISSE UND LEGENDEN

von HETTA MAYR

Einmalige Ausgabe in 500 num. Ex. Ausstattung von Prof. E. R. Weiß In Halbldr. geb. M 5.—. Die Nummern 1—50 wurden a. Bütten gedruckt, in Leder geb. u. vom Verf. handschriftl. gezeichnet. Preis M 20.— das Ex.

Den NOBELPREIS erhielt
RABINDRANATH TAGORE

Soeben erschien seine Dichtung

GITANJALI
(SANGESOPFER)

In deutscher Nachdichtung v. Marie Luise Gothein / Ausstattung von Marcus Behmer / Geh. M 2.50, geb. M 3.50 / 200 Exemplare, zweifarbig gedruckt auf kaiserl. Japan, in Ganzl. geb. 35.—

Rabindranath Tagore erfreut sich in seinem Heimatlande Indien eines Ruhmes, wie ihn in Europa kein Dichter, auch der größte nicht, genießt. In der westlichen Welt kannte man seinen Namen erst seit einem Jahre, und nur in einem ausgewählten Kreise. Aber ganz Indien bewundert ihn als den größten Skalden aller Zeiten. Tagore wird in Bengalen als ein heiliger Mann von vielen Tausenden verehrt; auch das Nationallied stammt von ihm.

„Gitanjali" ist eine Auswahl aus religiösen Gesängen, die der Dichter selbst in englische Prosa übersetzt hat und die nun in einer meisterhaften deutschen Übertragung vorliegen. Bei Tagore ist alles aus einer durch und durch harmonischen und wirklich großen Persönlichkeit herausgewachsen, aus einer unverwilderten, einfachen und kulturvollen Menschlichkeit.

Schon sehen manche in dem Auftreten Tagores die Einleitung zu einer neuen Renaissanceperiode für Europa unter dem Einfluß altindischer Kultur und Weisheit. Viele haben in „Gitanjali" die merkwürdigste literarische Erscheinung der letzten Dezennien erblickt. Und damit dürfte nicht zu viel gesagt sein.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Verlag von Georg Merseburger in Leipzig

Alexander L. Kiellands Gesammelte Werke

Übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie

Herausgegeben und durchgesehen vom Verfasser

Buchzeichnungen von A. Andresen, R. Carl, M. Loose. H. Schittenhelm, A. Sommer

Inhalt:

Band I: **Garman & Worse.** a) Schiffer Worse, b) Garman & Worse. Zwei Romane. Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band II: **Novellen, Novelletten, Schnee, Else.** Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band III: **Abraham Lövdahl.** a) Gift, b) Fortuna, c) Johannisfest. Drei Romane. Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band IV: **Arbeiter.** a) Arbeiter, b) Jakob. Zwei Romane. Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band V: **Rings um Napoleon** . . . . . Brosch. M 6.–, geb. M 7.–

Nachlese: **Menschen und Tiere.** Skizzen und Studien. Brosch. M 3.–, geb. M 4.–

Alle Bände sind auch einzeln zu haben. Einzelne 6 Bände geb. M 35.–

Gesamtpreis für alle sechs Bände in eleganter Kassette, geb. M 30.,– ohne Kassette geh. M 25.–

Einzel-Ausgaben:

Rings um Napoleon. XIII. bis XV. Tausend . .	brosch. M 6.–, geb. M 7.– in 2 Bände geb. M 8.–
Schiffer Worse. Roman. 2. Auflage	brosch. M 2.25, geb. M 3.–
Garman & Worse. Roman. 2. Auflage	brosch. M 3.–, geb. M 3.75
Novellen, Novelletten, Schnee, Else	brosch. M 5.–, geb. M 6.–
Gift. Roman	brosch. M 2.–, geb. M 2.75
Fortuna. Roman	brosch. M 2.–, geb. M 2.75
Johannisfest. Roman	brosch. M 1.50, geb. M 2.25
Arbeiter. Roman	brosch. M 2.75, geb. M 3.50
Jakob. Roman	brosch. M 2.75, geb. M 3.–
Menschen und Tiere. Skizzen und Studien . . .	brosch. M 3.–, geb. M 4.–

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Soeben erschien
mit Unterstützung der Kgl. Akademie des Bauwesens in Berlin:

MARIE LUISE GOTHEIN
GESCHICHTE DER GARTENKUNST
(VON DEN ÄGYPTERN BIS ZUR GEGENWART)

Mit ca. 650 Illustrat. 2 Bände br. M 40.—, eleg. Hlbfz. geb. M 48.—

Eine Fülle von künstlerischen Schöpfungen, die bisher nur in ihrer Vereinzelung genossen, nicht aber verstanden werden konnten, erhält hier zum ersten Male eine erschöpfende Deutung. Eine wohl noch grössere Zahl von Gärten aller Kunststile, deren Urformen durch spätere Änderungen verwischt waren, wird in ihrer echten Gestaltung vor Augen geführt; und viele ganz verschwundene Werke liessen sich nach bildlichen und literarischen Quellen neu erschaffen. So treten hier die Gärten der Pharaonen, die Märchenhaine von 1001 Nacht zu den Parks, die Wallenstein mitten aus dem Kriegslager ins Leben rief, und zu denen, die unter Goethes Leitung entstanden. Das Buch ist zugleich ein Stück Kunst- und Kulturgeschichte; man sagt nicht zuviel, wenn man sagt, dass der Geist Jacob Burckhardts aus ihm spricht. Die Sittengeschichte, die Geschichte der Literatur, vor allem die der Baukunst ziehen aus ihm reichsten Gewinn, denn oft, z. B. im Barock, bildet die Gestaltung der umgebenden Landschaft den wichtigeren Teil des architektonischen Gesamtplanes. Dabei ist das Werk nicht bloss historisch orientiert; vielmehr will es durch das Lebendigmachen des Vergangenen anregend auf die zukünftige Entwicklung wirken, die zwar kein Archaisieren, aber doch ein organisches Erwachsen aus dieser imponierenden Vergangenheit sein wird.

INDISCHE SAGEN

Übersetzt von Adolf Holtzmann. Neue Ausgabe mit Einleitung von Professor M. Winternitz-Prag. Liebhaberausstattung von F. H. Ernst Schneidler. In farbigem Pappband M 15.—, Leder geb. M 20.—

Holtzmanns Arbeit ist ein kühner Versuch, die Heldensagen der Mahabharata in die Form umzuschaffen, dass sie den homerischen Gesängen als gleichwertig in der Geschichte der Weltliteratur zur Seite gestellt werden können. Als sie 1845 erschien, schrieben

FRIEDRICH HEBBEL: „Ja, das ist Poesie für alle Völker, das verdient aus seiner toten Sprache in alle lebenden hinübergerettet zu werden, das ist ein Gewinn für jede Literatur! Soviel Frische bei soviel Fülle; ein längst vergangener, rund in sich abgeschlossener Zustand der Welt, der nie wiederkehren kann, wie er auch in den homerischen Dichtungen sich spiegelt, und doch in jeder Menschenseele das Organ, ihm in Lust und Leid nachzufühlen und zu begreifen.“ — RICHARD WAGNER: „Wie beschämt steht unsere ganze Bildung da vor dieser reinsten Offenbarung edelster Menschlichkeit im alten Orient.“

H. F. JÜTTE · LEIPZIG

Graphische Kunstanstalt · Carolinenstr. 15 · Fernruf 1674 u. 1682

ABTEILUNG CHEMIGRAPHIE

Autotypien · Strichätzungen · Dreifarbendrucke · Galvanos

ABTEILUNG LITOGRAPHIE

Moderne Plakate · Musterblätter · Geograph. Arbeiten · Photholithographie

TIEFDRUCK

GEBRÜDER DIETRICH

GRAPHISCHE KUNSTANSTALT UND KUNSTDRUCKEREI

Herstellung aller Arten Klischees in erstklassigster Ausführung.

SPEZIALITÄT: Drei- und Vierfarben-Klischees.

Feinster Drei- und Vier-Farbendruck.

ALLEINVERTRIEB:

LUDWIG & MERTENS

LEIPZIG

Zeitungs-ausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschrift., Finanziers, Großindustrielle, Behörden usw. usw.** das bestorganisierte Bureau **sofort nach Erscheinen**

Klose & Seidel

Bureau f. Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO. 43,

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis! Erste Referenzen!

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

J. J. VRIESLANDER
ROSE MIRLITON

20 Zeichnungen in Mappe

Einmalige Auflage von 1050 Exemplaren, von denen Nr. 1—50, auf Kaiserl. Japan und vom Autor signiert, in Ganzpergamentmappe M 30.— kosten, Nr. 51—1050 in Mappe M 15.—

Vrieslander bringt das Psychische in der darstellenden Kunst wieder zu Ehren. Die Frömmigkeit und der naive Ernst der Gothiker, die lebensfreudige Sinnlichkeit des ancien régime wirken in ihm. Sie lassen ihn die materialistische Veräußerlichung unserer Übergangszeit überspringen, und schaffen in ihm den Anfang einer zeitgemäßen und innerlichen Kunst. Sein neuestes Werk ist erfüllt von einer Feinheit, Grazilität und einer filigranhaften Zartheit, wie sie noch keins seiner früheren Werke aufweisen kann.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

NEUE
FRANZÖSISCHE MALEREI

Ausgewählt von Hans Arp / Eingeleitet von L. H. Neitzel
Gebunden M 2.50

Das Buch versucht einen Querschnitt des wesentlichsten nachimpressionistischen malerischen Kunstschaffens, wie es sich in Frankreich spiegelt, zu geben, mit wissendem Auge die Jetztzeit schon historisch zu fassen, wirkende, lebende Künstler als geschlossene Glieder der Entwicklungsgeschichte einzureihen. — Von Hans Arp ausgelesene Reproduktionen charakteristischer Werke von Rousseau, Matisse, van Dongen, Dérain und Picasso gebieten ein klares Bild der neuen Malerei, welcher L. H. Neitzel in einem Geleitwort ruhige Betrachtungen widmet, die gleichzeitig dem Leser das Verständnis der neuen Malerei erschließen werden.

HOHENZOLLERN-
KUNSTGEWERBE-
HAUS
FRIEDMANN u. WEBER
BERLIN · W ·
KUNSTGEWERBE
WOHNUNGSEINRICHTUN-
GEN u. ANTIQUITÄTEN.

POESCHEL & TREPTE
BUCHDRUCKEREI
SEEBURGSTRASSE 57
LEIPZIG

Victoria zu Berlin

*Lebens-Versicherungsbestand: Über 2 Milliarden und 293 Millionen Mark * Gesamt-Vermögen über 948 Millionen Mark * Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1912: 194 Millionen Mark * Für 1912 erhalten die Versicherten 36,064,060 Mark Überschuss als Dividende.*

Die Victoria betreibt:

1. Die Lebens-Versicherung

Die Versicherungs-Bedingungen sind bei keiner Gesellschaft günstiger. Die Versicherungen sind nach einem Jahre unanfechtbar und nach 3 Jahren unverfallbar. Sie gelten für die ganze Erde und auch ohne Sonderprämie für den Kriegsfall. Die Versicherten werden in der allerumfassendsten Weise am Geschäftsgewinn beteiligt.

2. Die Unfall-Versicherung

Mit und ohne Gewinnbeteiligung, mit und ohne Prämienrückgewähr. Bei den Versicherungen mit Prämienrückgewähr wird die gezahlte Prämie nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren oder bei früherem Tode voll zurückgezahlt, wenn auch vorher Unfall-Entschädigungen gezahlt wurden. Für Erwachsene und Kinder.

3. Die Lebenslängliche Eisenbahn- und Dampfschiff-Unglück-Versicherung

Die Versicherung gilt für alle Eisenbahnen und Straßenbahnen der Erde und für alle Personendampfer der europäischen Meere, Seen und Flüsse und zwar für die ganze Lebenszeit des Versicherten. Es ist nur eine Jahresprämie zu zahlen, die in Wochenbeiträgen entrichtet werden kann.

4. Die Volks-Versicherung

Sie ist Lebensversicherung gegen Wochenbeiträge. Die Aufnahme erfolgt ohne ärztliche Untersuchung. Die Victoria hat hierin das größte Geschäft. Sie versichert Erwachsene und Kinder.

5. Die Haftpflicht-Versicherung
für Automobile, Private und sämtliche Berufe

Die Tochtergesellschaft
„Victoria, Feuerversicherungs-Aktien-Gesellschaft" betreibt:

1. Die Feuer-Versicherung / 2. Die Versicherung gegen Mietverluste infolge von Brand, Blitzschlag oder Explosion.

3. Die Einbruchdiebstahl-Versicherung

Anfragen sind unter Bezugnahme auf dieses Blatt zu richten an das

Zweigbureau der Victoria, Berlin, Friedrichstrasse 200

AXEL JUNCKERS BUCHHANDLUNG
KARL SCHNABEL

SPEZIALBUCHHANDLUNG FÜR MODERNE BELLETRISTIK UND KUNSTLITERATUR. DEUTSCHE, FRANZÖSISCHE UND ENGLISCHE LIEBHABERAUSGABEN. JAPANISCHE FARBENHOLZSCHNITTE. EIGENE WERKSTATT FÜR KÜNSTLERISCHE BUCHEINBÄNDE MIT SCHMUCK NACH ZEICHNUNGEN ERSTER BUCHKÜNSTLER. REICHHALTIGES LAGER VON PAPIEREN UND LEDERN ALLER ART.

WEIHNACHTSKATALOG AUF VERLANGEN

BERLIN W. 9
POTSDAMER STRASSE 138
FERNSPRECHER: AMT LÜTZOW 9220

DAS BUNTE BUCH

Ein Sammelbuch. Umschlagzeichnung v. *Wilhelm Wagner.*
Kartoniert M —.60

INHALT:

Franz Werfel: Vater und Sohn / Carl Hauptmann: Der Evangelist Johannes / Herbert Eulenberg: Der einstige Tasso an den Goetheschen / Herbert Eulenberg: Zwei Sonette Torquato Tassos, erfunden von H. E. / Baudelaire: Le Tasse en prison / Robert Walser: Lustspielabend / Francis Jammes: Die Taube / Max Brod: Kleine Prosa / Franz Kafka: Zum Nachdenken für Herrenreiter / Georg Trakl: De profundis / Francis Jammes: Amsterdam / Else Lasker-Schüler: Arme Kinder reicher Leute / Max Dauthendey: Die Teufelsballade / A. Rodin: Natur und Kunst / Březina: Motiv aus Beethoven / Walter Hasenclever: Herbert Eulenberg / Herbert Eulenberg: Aus einem neuen Schauspiel / Emile Zola: Aus Briefen an Cézanne / Georg Heym: Nacht / Georg Heym: Seiltänzer / Arnold Zweig: Das Album / Max Brod: Lied des Orosmin / Hermann Bahr: Fráňa Srámek / Paul Verlaine: Art poétique / Paul Verlaine: Les ingénues / Franz Blei: An den Schauspieler / Berthold Viertel: Kuß / Giovanni Pascoli: Der Blinde / Franz Werfel: Zwei Sonette aus Dantes Neuem Leben / Max Brod: Blériot / Else Lasker-Schüler: An den Prinzen Benjamin / Jacob Wassermann: Der Jude als Orientale / Suarès: Holbein / Franz Werfel: Als mich dein Wandeln.

DIE BILDER

Ludwig Kainer, Drei Zeichnungen zum „Russischen Ballett" / R. R. Junghanns, Reproduktionen dreier Radierungen / Karl Thylmann, Reproduktion einer Radierung zu Jean Paul / Karl Walser, Zwei Federzeichnungen / Mahler Müller, Reproduktion einer Zeichnung / Kokoschka, Selbstporträt und Porträt des Tänzers Nijinsky / Seewald, Federzeichnung / M. Lichnowsky, Wandzeichnungen aus einem Felsengrab in Beni Hassan / Walter Tiemann, Vignette.

Interessenten stehen der erste Gesamtkatalog des Verlages, sowie Sonderprospekte über neue Literatur, Kunstpublikationen, illustrierte Werke, literarische Neudrucke usw. unberechnet zur Verfügung in den Buchhandlungen oder direkt von

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Verlag der Weissen Bücher · Leipzig

BENKAL, DER FRAUENTRÖSTER

Roman von René Schickele.

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Nach der graziösen, temperamentvollen und innigen Geschichte von der Freundin Lo und der kleinen, scheinbar leichthin erzählten, in Wirklichkeit hintergründigen Novelle „Das Glück" tritt Schickele hier zum ersten Male wieder seit langer Zeit mit einem grossen geschlossenen Prosawerk hervor. Wer noch jüngst an Schickeles Pariser Skizzenbuch Gelegenheit hatte, die scheinbar so völlig im Gegenwärtigen aufgehende Vitalität dieses Autors zu bewundern, der wird erstaunt sein, im Benkal nichts weniger als einen modern-„realistischen" Roman zu finden. So sehr im Grunde hier alles auf Heutiges bezogen und selbst im Örtlichen an freilich nur angedeutete, aber doch unverkennbare Lokalität angeschlossen ist, so ist doch zugleich das Ganze in eine zeitlose und ungreifbare Atmosphäre gerückt, die alle Vorgänge, ohne ihre Wirklichkeitsnähe und Lebendigkeit herabzusetzen, in ein bedeutsameres Licht hebt. Denn natürlich handelt es sich hier nicht um eine blosse Laune, um ein künstlerisches Versteckspiel, das sich gewisser Verhüllungen bedient, deren reale Entsprechungen dem wissenden Leser geläufig sind. Vielmehr gebot sich hier eine schärfere Distanz von der Wirklichkeit, um jene Verdichtung und Steigerung hervorzubringen, die alle Vorgänge und Gestalten über das Einmalige und Individuelle zu einer vermehrten Gültigkeit emporhebt. Und wie der Roman immer mehr aus dem Realen ins Symbolische hinübergleitet, so wächst im Ablauf der Geschehnisse die Gestalt des verbummelten, genialisch aufgeputzten Benkal aus dem Engen einer kleinbürgerlichen Groteske allmählich zu der Wucht einer beinahe mythischen Figur. Was mit satirischen Lichtern anhub, endet in tragischer Ergriffenheit. So viel Menschliches, so viel Leiden, Sehnsucht, Kampf und Glück ist im Laufe des Romans um die Person dieses seltsamen geistigen Don Quixote gehäuft und in die Schicksale der Frauen eingesenkt, die sein Leben überqueren oder begleiten. Und wieder erklingt die alte Losung: Liebe und die Frauen und Kunst und der Kampf um die Freiheit, aber diesmal um vieles gedämpfter, als wir es von früheren Büchern Schickeles her gewohnt waren und mit dem immer gegenwärtigen Unterton von Vergänglichkeit und Sterben zwischen jubelndem Glücksgesang. Es ist eine Ruhe, ein seliges Über-den-Dingen-Schweben in diesem Roman, das durch die geschmeidige Schönheit von Schickeles Sprache in das Licht einer reifen Künstlerschaft gehoben wird.

Berlin
zur Zeit Friedrichs des Großen

Nach zeitgenössischen Kupfern von
Johann Georg Rosenberg

12 Kupferätzungen der Reichsdruckerei in der Größe der Originale, zusammen zum Vorzugspreis von M 200.—. Jedes Blatt einzeln M 20.—

Amsler & Ruthardt

Berlin W 8. Königl. Hofkunsthändler Behrenstr. 29a

GEBR. FRIEDLÄNDER

Hofjuweliere Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Kronprinzen, Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinzessin

BERLIN W.
4a, UNTER DEN LINDEN
GEGRÜNDET 1829

JUWELEN, PERLEN,
GOLD- u. SILBERWAREN